



EINE WELTREVOLUTION

gleicheft zur gleichnamigen CD

Assoziation A
Edition 8

ISBN 3-935936-00-1
ISBN 3-85990-036-8



ASSOZIATION A

media '68
il manifesto

'68 Eine Weltrevolution

edition 8 • Assoziation A

Hrsg.: media '68 und il manifesto
booklet zur gleichnamigen CD-ROM

© der deutschsprachigen Ausgabe
edition 8 und Assoziation A
Zürich . Berlin 2001

ISBN 3-85990-036-6 edition 8
ISBN 3-935936-00-1 Assoziation A

verantwortlich:
Brigitte Walz-Richter (edition 8)
Rainer Wendling (Assoziation A)

edition 8, Postfach 3522, CH-8021 Zürich,
Tel. +41/1/2718022, Fax +41/1/2730302,
e-mail: info@edition8.ch, www.edition8.ch

Assoziation A, Gneisenastr. 2a, 10961 Berlin
Tel. +49/30/69582971, Fax +49/30/69582973,
e-mail: assoziation-a@t-online.de

Sazz: rfw
Druck: Winddruck Siegen
Auslieferung für die Schweiz: AVA, für BRD: SOVA

VORWORT

Was war 1968? Welche Spuren hat die 68er Bewegung hinterlassen? Wurden die Kämpfe gewonnen oder verloren und um welche Inhalte ging es?

Das sind Fragen, die die vorliegende Broschüre auf Umwegen zu beantworten versucht. Wir sind uns der Komplexität des historischen Themas bewusst und auch seiner Widersprüchlichkeit, die, die Rekonstruktion dieser historisch so bedeutenden Epoche massiv erschwert. In einer gewissen Hinsicht ist diese Bewegung »zeitgenössisch«, in anderer ist sie endgültig abgeschlossen. 1968 präsentiert sich als ein engmaschiges Netz von Ereignissen, von Ideen, von Verhaltensweisen und Impulsen. Diese gehören einerseits zur heutigen Zeit und andererseits zu verschiedenen parteiischen Genealogien, die in der 68er-Bewegung eigene Formen angenommen haben. Ein solches 68, das gut ist für alle, auch für diejenigen, die daran teilnahmen oder mindestens glaubten, es zu tun, ist ein Gespenst ohne geistigen Tiefgang. Wie bei jeder grossen aufständischen Bewegung ist für alle die Versuchung übermächtig, den Guten vom Bösen zu unterscheiden, den Echten vom Unechten, dem Bedeutenden vom Unbedeutenden. Man denke nur an 1848 (ein anderes »annus mirabilis«, dessen Jahrestag man feiert) und wie die »gute« adlige Februarrevolution und die verdamnte Junirevolution mit ihrem weltlichen Gestank einander gegenüber gestellt werden.

Mit diesem vorliegenden Projekt wird der Versuch unternommen, das Bild des Netzwerkes wieder herzustellen, seine Verbreitung, seine Zusammenhänge, seine engen Verbindungen innerhalb der verschiedenen Ereignisse, der Ideen, der kollektiven und individuellen Verhaltensweisen, die im Allgemeinen mit 1968 assoziiert werden. Dies macht letztlich jeden bequemen Reduktionismus sinnlos.

Die aussergewöhnliche Gleichzeitigkeit, das Zusammentreffen von Ideen und Wahrnehmungsvermögen mit der Aussicht auf einen Durchbruch, der alle Lebensbereiche umkrempelt und die gewaltige geografische Ausdehnung, das sind die Elemente,

die wir beleuchten wollen. Wir bezeichnen daher die 68er Bewegungen mit gewolltem Pathos als »Weltrevolution«. Oder anders ausgedrückt: Globalität und Radikalität. Ein Aufstand der Kommunarden von Orgosolo, die Tänzerinnen der Folies Bergères, die ihr berühmtes Nachtlokal besetzen, die antiautoritären Kindergärten in Deutschland, die Revolte der schwarzen Ghettos in den USA, sind das vielleicht keine Ereignisse absolut ausserhalb der Normalität, miteinander auf undurchschaubare Weise verbunden?

Um das Knäuel der 68er Geschichten zu entwirren, hat das multimediale Instrument eine ausserordentliche Überraschung gebracht. Mit unglaublicher Leichtigkeit, quasi spontan haben sich die Ereignisse und Ideen von 68 zu einem Hypertext zusammengefügt. Die Verbindungen wurden zu Inhalt und Sinn, das Netzwerk nahm präzise und unerwartete Konturen an. So kann man behaupten, dass 1968 selbst die erste Hypertext-Revolution der Geschichte war, seine Ereignisse und Ausdrucksformen ein dichtes Zusammenspiel von politischen und sozialen Links, ein immenses Spinnennetz von kulturellen Verweisen und Deutungen. Also ganz das Gegenteil von einer gradlinigen Strecke nach oben mit Höhepunkt und Abstieg oder von Bruch und Stabilisierung oder von Opposition-Revolte-Eroberung und Griff der Verwaltung nach der Macht. Etwas, auf das die Frage, ob die Bewegung gewonnen oder verloren hat, nur bedingt anzuwenden ist. Es handelte sich vielmehr darum, die Kritikfähigkeit (praktisch wirksam) eines komplexen Geschehens zusammenhängend und übertragbar zu beschreiben und zu untersuchen, einer Zeit und eines Raumes von Ausdehnung und Gleichzeitigkeit, der einmalig in der Geschichte ist. Für 1968 gibt es natürlich viele mögliche Hypertexte und jeder enthält eine spezielle Interpretation. Sicher ist aber, dass es sich um eine unvorhergesehene Form eines geschichtlichen Ereignisses handelte (also anders als die letzte Revolte im Neunzehnten Jahrhundert). Vielleicht haben deshalb Staat und Parteien, die versuchten, die Form und Logik nachzuahmen, wenig bis nichts von 68 begriffen. Und die Historiker mühten sich damit ab, über die 68er Bewegung zu berichten. Wird es die Aufgabe der neuen Medien sein, dieser chaotischen

Geografie einen neuen Sinn und ein neues Profil zu verleihen? Die nachfolgenden Seiten enthalten nur einen Ausschnitt des Hypertextes. Es sind fünfzig Stimmen oder Stichworte oder Schlüsselworte der 68er Bewegungen. Problemlos könnte man unendlich viele weitere anfügen – oder umgekehrt einige überflüssige oder total verfehlt weglassen. Aber im Allgemeinen liegt ihr Sinn darin, dass nicht einstimmige und folgerichtige Begriffe konstruiert wurden, sondern Schnittpunkte, begriffliche Sammelbecken, häufig beladen mit Auslassungen und Doppeldeutigkeiten, also Maschen eines Netzes, das man an Ereignissen und Verhaltensweisen knüpft. Deshalb macht der kleine Glossar, den ihr in den Händen haltet, trotz seiner eigenständigen Nützlichkeit nur einen Sinn in Zusammenhang mit den Tausenden von Fakten und Informationen, die das vollständige Mosaik dieser Arbeit zusammensetzen.

Wir wollen mit diesem Projekt keineswegs das letzte Wort sprechen, aber das Forschungsfeld vergrössern und erweitern. Wir wollen zu weiteren Entdeckungen mit dem Internet und unserer Homepage anregen. Wenn schon keine Revolution, dann doch wenigstens das permanente Internet-Surfen.

KOMMUNIKATIONSFORMEN

Flugblätter, Wandzeitungen, Graffiti, Plakate waren die Hauptinstrumente der Verbreitung und Einflussnahme auf das soziale und politische Umfeld, mit denen sich die 68er Bewegung an andere antagonistische Subjekte wie das Proletariat oder proletarisierte Schichten wandte.

Das Abzugsgerät zum Vervielfältigen der Flugblätter, im damaligen Jargon auch als »Spirituskoher« bekannt, war ein einfaches, aber sehr effizientes Instrument: der Text musste auf eine Wachsmatrize getippt – einfache Zeichnungen konnten eingearbeitet – werden. Die Matrize wurde dann auf eine mit Tinte eingefärbte Walze gespannt und konnte durch ein Rotationsverfahren Tausende von Kopien auf speziellem Abzugspapier im Standardformat herstellen. Auf Umbruch und grafische Gestaltung wurde

wenig Zeit verschwendet, es wurde ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass der Inhalt wichtiger sei als die Form, wobei die Sprache der Flugblätter, in der es von Ausrufezeichen und emphatischen Äußerungen wimmelte, häufig ins Rhetorische abglitt.

Lange Nächte vergingen so unter dem rhythmischen, fast musikalischen Brummen der Vervielfältigungsmaschine, die Blätter einzog, über die Walze schob und auf der anderen Seite fertige Flugblätter auswarf, die noch druckfrisch an ihren Bestimmungs-ort weitergeleitet wurden: Material zur sofortigen Verteilung, für eine dringende Mobilisierung, als Instrument der Gegeninformation gegen die Manipulationen der »regimetreuen« Massenmedien.

Einen ganz anderen Stellenwert hatte das Tatzu-Pao: bereits der Name verweist auf den Zusammenhang mit der chinesischen Erfahrung kollektiver Wandzeitungen, die aus einem oder mehreren, aufgemalten oder aufgeklebten Texten bestehen und auf Mauern, Wänden, auf der Straße, in der Schule oder anderen öffentlichen oder halb öffentlichen Orten ausgehängt werden. Im Gegensatz zum Plakat ist die Wandzeitung häufig ein Instrument, das von unten her entsteht und unmittelbar kritisch auf Missstände innerhalb der Führung oder bestimmte Situationen reagieren kann. Nicht zuletzt war das Tatzu-Pao potenziell ein Kanal, über den eine ansonsten vom öffentlichen Diskurs meistens ausgeschlossene, schweigende Basis Kritik an Behörden, aber auch an der Führung der Bewegung üben konnte.

Definitionsgemäß war das Tatzu-Pao ein interaktives Instrument, es wurde in der Praxis auch als »Work in progress« verstanden. Häufig löst es Repliken aus, die auf derselben Wand oder sogar auf derselben Wandzeitung öffentlich ausgetragen werden. So wird das Tatzu-Pao zu einer Verlängerung der Versammlung mit anderen Mitteln, zu einer schriftlichen Verdichtung spontaner Diskussionen.

Gerade dieser spontane und unmittelbar in den Kontext der konkreten Auseinandersetzungen eingebettete Charakter der Wandzeitungen führte dazu, dass leider nur sehr wenige Dokumente aus der Zeit der 68er Bewegung erhalten geblieben sind,

weniger noch als die ebenfalls verschwundenen Flugblätter.

Graffiti und Wandsprüche waren dagegen Ausdrucks- und Kommunikationsmittel, die sich vorrangig an das große Publikum richteten. Es handelte sich um spontan entstandene Wandparolen oder -bilder, die mehr oder weniger organisierte Gruppen und Bewegungen auf den Fassaden öffentlicher Gebäude anbrachten. Besonders während der Maitage in Paris entfaltete sich das Phänomen zu einer durchschlagenden Praxis, als Studenten der École des Beaux Arts eine gewaltige Anzahl von Wandparolen produzierten, die praktisch das gesamte Quartier Latin überschwemmten und Tausende von Plakaten mit Texten und Bildern im Siebdruckverfahren herstellten.

Für die alternativen politischen Bewegungen war es von grundlegender Bedeutung, an den der Öffentlichkeit zugänglichen Räumen wie internen oder externen Wänden einer Universität, einer Fabrik oder eines Regierungsgebäudes, in Erscheinung treten zu können.

Dies hatte eine doppelte Funktion: zum einen sollte so der öffentlichen Meinung der eigene Gesichtspunkt oder alternative Informationen zugänglich gemacht werden, zum anderen wurde auf diese Weise die eigene Präsenz im Territorium auch visuell behauptet.

In den nachfolgenden Jahren sollte sich vor allen anderen möglichen Techniken der Gebrauch von Spraydosen durchsetzen, ein schnelles und einfach durchführbares Verfahren, das als eine von der Basis ausgehende Kommunikationsform von Jugendlichen und alternativen Gruppen in aller Welt zu eigen gemacht wurde und grafische Innovationen hervorbrachte, die zu einem Gemeingut wurden und sogar in die Werbung einfließen. Gleichzeitig entfesselte diese Praxis zwischen den Eigentümern dieser umgestalteten Wände und Fassaden, die sich auf die Wiederherstellung einer leeren und »sauberen« Oberfläche versteiften und den anonymen und spontanen Urheber der urbanen Graffiti einen unablässigen, technologischen Guerillakrieg.

zung ab, Lohnkämpfe seien uneingeschränkt revolutionär, da die von Arbeitsleistungen unabhängige Forderung nach mehr Lohn den Warencharakter der menschlichen Arbeitskraft aufhebe. Und zwar auf die einzig mögliche Weise: durch einen inflationären Anstieg ihrer Kosten, durch eine kontinuierliche »Unverhältnismäßigkeit« der Lohnforderungen.

Aber die »Verweigerung der Arbeit« war nicht nur Theorie, die sich durch bestimmte, prioritäre Kampfziele artikulierte. Sie fand ihren praktischen Ausdruck in einer spontanen Bewegung jugendlicher Subkulturen, die einen verzweiferten Versuch unternahmen, sich dem vorprogrammierten Schicksal eines grauen Arbeiterdaseins zu entziehen. Auch individuelle und kollektive Fluchtversuche, die eine mehr oder weniger stark ideologisch geprägte Alternative zur Arbeitswelt suchten, fallen in diesen Bereich. Darüber hinaus war das Primat der Politik, so wie es in der 68er Bewegung praktiziert wurde, als eine Politisierung jedes Lebensbereiches in gewissem Sinne auch gegen den Begriff der Arbeit gerichtet. Denn die politische Betätigung von Zehntausenden junger Menschen war genau eine Handlungsform, die sich nicht auf den Warencharakter der Arbeit und ihre Quantifizierungsmaßstäbe reduzieren ließ. Daher erhob die 68er Bewegung mit dieser Form der alles durchdringenden politischen Betätigung, die sich im übrigen von jeder Spielart des »Berufspolitikers« abgrenzte, den Anspruch eines unmittelbar befreienden Handelns.

ALLES PERSÖNLICHE IST POLITISCH

»Alles Persönliche ist politisch« – dieser Slogan der 68er Bewegung hat auch in den darauf folgenden Jahren die Szene beherrscht. Demnach gibt es keine persönlichen oder privaten Bereiche, die neutral oder unabhängig von gesellschaftsimmanenten Konflikten und Machtverhältnissen sind. Nach dieser Auffassung wird alles vom System bestimmt, wobei weniger das Produktionssystem gemeint ist, als vielmehr die hierarchischen Strukturen – angefangen beim Staat und partiellen Institutionen wie Familie

und Schule, bis hin zu totalen Institutionen wie Krankenhaus und Gefängnis. Da diese Systemlogik alles durchdringt, gilt das Umgekehrte ebenfalls: jede Äußerung, mit der eine Person sich dagegen auflehnt, manipuliert zu werden oder sich zur Aufrechterhaltung und Vermittlung von vorgegebenen Rollen missbrauchen zu lassen, ist schon politisch, hat bereits den Stellenwert einer oppositionellen und antagonistischen Handlung. Das Ich hat einen politischen Charakter, der sich nicht leugnen, wegdiskutieren oder unterdrücken lässt. Politisch ist an erster Stelle der Eltern-Kind-Konflikt innerhalb der Familie: bei der Auseinandersetzung mit den Eltern geht es um die Verinnerlichung von gesellschaftlichen Rollen, die die Eltern den Kindern in Form von Kleidung, Verhalten, Sexualität und besonders in den Entscheidungen für ihr zukünftiges Leben eintrichtern wollen.

Politik ist also nicht nur der Bereich, den dieser Begriff traditionell umriss: politisch sind auch die zwischenmenschlichen Beziehungen, in denen die Menschen andere als die vom System vorgegebenen Formen ausprobieren. Das Neue der 68er Bewegung besteht gerade im Bewusstsein, dass es keine kollektive politische Befreiung gibt, wenn nicht gleichzeitig ein individueller Emanzipationsprozess stattfindet, der an Orten und Beziehungen beginnt, die herkömmlich als privat und persönlich galten.

Mit dem Motto »Alles Persönliche ist politisch« werden also Art und Weise zwischenmenschlicher Beziehungen angegriffen, mit denen sich die rebellierende 68er Generation nicht mehr identifiziert. Gleichzeitig bringt das aber auch die Gefahr einer alles umfassenden, letztendlich fast zwanghaften Politisierung aller Erfahrungsbereiche mit sich. Da die Abgrenzung des Definitionsbereichs der Politik aufgehoben ist, findet man sie in jedem Detail, in jedem auch noch so versteckten Moment des privaten Lebens wieder. Als später der Rückzug ins Private einsetzte, sollte diese totale Politisierung in eine Karikatur umschlagen. Auch sexuelle Verhaltensweisen wurden als links oder rechts abgestempelt. In den folgenden Jahren griff der Feminismus diesen Slogan vor allem in seiner kämpferischen Bedeutung wieder auf, jedoch in einem völlig anderen gesellschaftlichen und politischen Kontext. In diesen Jahren ging es um die Sexualisierung

GEGEN DIE NEUTRALITÄT DER WISSENSCHAFT

Objektivität ist eine Kategorie, die radikal von den Bewegungen in Frage gestellt wird, wobei eine starke und originelle Erweiterung der Marxschen Ideologiekritik ins Feld geführt wird. Nichts ist neutral, sagt die 68er Bewegung, alles ist mit einem Klassencharakter behaftet. Wie kann es Neutralität geben, wenn Menschen nun einmal nicht neutral sind, sondern sich in Ausbeuter und Ausgebeutete, in Regierende und Regierte aufspalten? So ist die Sprache der Mächtigen nicht die Sprache der Ohnmächtigen. Es gibt kein Wissen und keine Wissenschaft, die nicht durch ein spezifisches Erkenntnisinteresse geprägt wären.

Ja, wer mit dem Anspruch der Neutralität den Mund voll nehme, so die 68er Bewegung, der wolle nur die tatsächlich vorhandenen Widersprüche verschleiern. Die Behauptung, es gebe konfliktfreie Bereiche, in denen Herr und Knecht gemeinsame Werte und allgemeingültige Ideen haben können und ein wertfreies Wissen teilen, diene letztlich nur der herrschenden Klasse. Denn der Anspruch einer vermeintlichen Gemeinsamkeit sei nichts anderes als der Versuch, die eigenen Klasseninteressen als universelle Perspektiven zu verkaufen, um Klassenkonflikte gar nicht erst aufkommen zu lassen.

Und genau das war es, was die bestehende Ordnung an der 68er Bewegung nicht verdauen konnte, nicht die Kritik an Mängeln und autoritärer Struktur des Ausbildungssystems, sondern diese Anfechtung der »universellen Natur des Wissens«, die alles delegitimierte, die Kultur der Rechten, wie historische Positionen der Linken.

Die Bewegung an den Universitäten versuchte so die scheinbare Neutralität des Wissenschaftsbetriebs in Gegenveranstaltungen zu entlarven, die direkt von den Studenten der besetzten Fakultäten organisiert wurden. Die Gegenkultur wurde zu einem brennenden Thema, da sie kodifizierte Traditionen, auch marxistische, ablehnte und sich nicht mit einer Erneuerung der Lehrmethoden zufrieden gab, sondern an den Grundlagen der Kultur

ansetzte. In diesem Sinne war besonders das Gebiet der naturwissenschaftlichen Disziplinen unwegsam, da auch in der Linken bisher davon ausgegangen worden war, dass sich die Naturwissenschaften auf ein Prinzip der Realität und auf objektive Gesetzmäßigkeiten stützten. Hier zeichneten sich zwei wissenschaftstheoretische Ansätze ab. Eine Linie geht davon aus, dass Wissen an sich neutral ist, es hängt nur davon ab, wie man damit umgeht. Ja, es wurde gesagt, dass es genau der Kapitalismus ist, der die Wissenschaft zu seinen unmenschlichen Zwecken benutzt, militärisch oder zur Organisation der Ausbeutung.

Besonders am Beispiel des Vietnamkrieges, der sich auf eine breite Anwendung wissenschaftlicher Instrumente und technologischer Innovationen stützte, hätte allen klar werden müssen, dass die »internationale wissenschaftliche Gemeinschaft« keinerlei progressive Funktion hatte wie es die Linke dagegen jahrelang behauptete, sondern die amerikanische Aggression unterstützte.

Ein anderer wissenschaftstheoretischer Ansatz, der sich als fruchtbarer erwies, begann die Grundlagen der Erkenntnis selbst zu hinterfragen und den sozialen Apparat der Wissenschaftsproduktion zu untersuchen. Dabei bezog man sich auch auf eine Revision des orthodoxen Marxismus, die bereits in den 60er Jahren mit der Wiederentdeckung frühmarxistischer Texte eingeleitet worden war, wie etwa die Grundrisse bzw. die ökonomisch-philosophischen Manuskripte.

Dass Wissenschaft nicht wertfrei oder neutral sein kann, wird dabei nicht nur in den Antworten auf bestimmte Probleme, sondern schon in ihrer Voraussetzung, d.h. in der Formulierung der Fragestellung gesehen. Denn genau in der Entscheidung, welche Fragen angegangen werden sollen, spielen wissenschaftsfremde Faktoren hinein, sind Machtgruppen und Hierarchien der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit und daher auch Klassenkonflikte ausschlaggebend. Wie nun die Kapitalinteressen in die Inhalte der Wissenschaft bestimmend eingreifen, beantwortet sich mit einem Blick auf die Struktur der Forschungseinrichtungen und ihrer Mechanismen, der Selektivität in der Förderung und Finanzierung, in Aufstiegsmöglichkeiten und der Verbreitung von Ideen und Publikationen. In diesen Jahren wurde es immer deutli-

cher, dass Wissenschaft zunehmend selbst zu einer Produktivkraft wird, und zwar nicht nur weil sie häufig direkt an den Produktionsprozess gekoppelt ist, sondern auch, weil ein starker sozialer Druck auf sie ausgeübt wird: in der Entscheidung, welche Forschungsbereiche zu fördern und zu entwickeln sind, bei der Bildung von Prioritäten in der Forschung, in dem unterschiedlichen Prestige, das der eine oder andere Wissenschaftszweig erhält.

Auf dem Höhepunkt der Bewegung wurden bei Besetzungen naturwissenschaftlicher Fakultäten, an denen häufig auch Dozenten und Forschungsmitarbeiter beteiligt waren, bahnbrechende Arbeiten zur Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftstheorie erstellt, die einen bleibenden Einfluss auf das zeitgenössische Denken ausübten. Die Folge dieser in der Hitze des Gefechts angestellten Überlegungen war unter anderem auch eine Aufwertung und Weiterentwicklung von traditionell unterschätzten Wissenschaftszweigen wie der Geschichte der Wissenschaft. Diese ist zugleich innere Geschichte der Disziplinen und äussere Geschichte, die die Gesellschaft betrifft und deren Transformationen.

KRITIK DER ARBEIT

Im Rahmen der Studentenbewegung und Arbeiterkämpfe der späten 60er Jahre erreichte die Kritik an der Arbeit einen hohen Grad der Artikulierung. Als Kritik der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der aus ihr hervorgehenden Hierarchien, als Kritik der Entfremdung und allgemein als radikale Kritik an der Lohnarbeit, d.h. am Warencharakter der Arbeit. Der Marxsche Begriff der Entfremdung wurde mit Begeisterung von der Studentenbewegung angeeignet und auf die Situation des Studiums und der fachlichen Rollen im Beruf ausgedehnt, und zwar im allgemeinen Sinne als eine Form der Tätigkeit, wo das Handeln der Subjekte, ihre Bedürfnisse und ihr Willen auseinander fallen, da sich die dem Subjekt fremden Gesetzmäßigkeiten der Waren und der Akkumulation des Kapitals verselbstständigen und bestimmend

in sein Handeln eingreifen. In die Produktionsmaschinerie einzutreten, heisst demnach, gegen sich selbst, gegen die eigenen und kollektive Bedürfnisse zu handeln. Ebenfalls sehr verbreitet war die Kritik an der gesellschaftlichen Arbeitsteilung die gerade in diesen Jahren einen Höhepunkt der Rigidität und Parzellisierung erreicht hatte, welche die Gesamtheit der Fähigkeiten und Kapazität des Individuums auf eine monotone und geisttötende Wiederholung von einzelnen Produktionsschritten reduzierte und verflachte. Die Auflehnung gegen die »Einseitigkeit« und Monotonie der Arbeit, die eine Auslöschung der Person bewirkte, und die Kritik an der daraus folgenden hierarchischen Aufspaltung der Gesellschaft war eine der Hauptströmungen innerhalb der Bewegungen, die nach einer Wiederherstellung des Subjektes strebten, indem die zur gesellschaftlichen Reproduktion notwendigen Aufgaben egalitär verteilt werden sollten, wobei mitunter eine Anlehnung an das China der Roten Garden angestrebt wurde. Daher gehörte die Aufhebung der Trennung von Kopf- und Handarbeit zu den häufigsten Forderungen der Studentenbewegung. Es fehlte nicht an Gruppen von politisierten Arbeitern und Fachkräften, die einen Angriff auf die Organisation der Arbeit starteten, um die Kontrolle über den Produktionszyklus zu erobern, um Entscheidungsbefugnis über Verfahren und Zweck der Produktion auf der Grundlage ihrer kollektiven Kompetenz zu erkämpfen und diese der Willkür des Arbeitgebers zu entziehen. Eine Einstellung, die später systemimmanent für Profitinteressen umfunktioniert wurde und durch den Toyotismus den Regeln der Wettbewerbsfähigkeit unterworfen wurde.

Aber die radikalste Position bestand in der vollkommenen Verweigerung der Arbeit, die eine sofortige und immanente Negation der Lohnarbeit zum Ziel hatte. Indem die Idee der Emanzipation durch Arbeit und jegliche Arbeitsmoral verworfen wurde, – die alte, von der Arbeiterbewegung verinnerlichte Ethik der Arbeit – sollte mit allen Mitteln versucht werden, der Arbeit Zeit und Energie zu entziehen, um das System der Lohnarbeit selbst mit seinen Maßeinheiten in Frage zu stellen, wobei die Forderung nach einem Einkommen, das nicht an die Produktivität gebunden war, erhoben wurde. Daraus leitete sich die Einschät-

einer unerbittlichen Kritik und Selbstkritik, die in unendlichen Diskussionen durchdacht und verarbeitet werden und schließlich Mitte der 70er Jahre zu einem toten Punkt kommen. Das Phänomen der Kommune hat – zumindest als weit verbreitete Gegengesellschaft, die von einem politischen Projekt getragen ist – ihren Geist aufgegeben.

ANTIAUTORITARISMUS

In allen Ländern hatte die Studentenbewegung antiautoritäre Züge, doch nirgends war das Thema so zentral wie in Deutschland, wo sich der Einfluss der Frankfurter Schule bemerkbar machte. Denn das Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main hatte bereits seit den 30er Jahren den Autoritarismus in den Mittelpunkt seiner Interessen gestellt. Schon 1936 hatten Horkheimer und seine Mitarbeiter das monumentale Werk *Studien über Autorität und Familie* herausgegeben. Es folgte eine mit Adorno gemeinsam verfasste, große Untersuchung über dasselbe Gebiet, die in den Vereinigten Staaten unter dem Titel *Die autoritäre Persönlichkeit* erschien.

Die Kritik an der autoritären Gesellschaft, so wie sie von der Studentenbewegung vorangetrieben wird, greift auf die Analysen der Frankfurter Schule zurück. Hier wurde gezeigt, wie nach Abschied des Bürgertums von Fortschritt und Freiheit eine zunehmend integrierte Gesellschaft entsteht, in der es weder eine Autonomie der Individuen noch Raum für eine reelle politische Opposition gibt. Horkheimer prägte hierfür den Begriff der »verwalteten Welt«.

Auf diesem kulturellen Hintergrund, der durch einen Generationskonflikt verschärft wurde, entfaltete die 68er Bewegung den antiautoritären Kampf, der sich als Leitmotiv durch alle Proteste gegen den Obrigkeitsstaat und seine Institutionen zieht, wobei jede auf Autorität beruhende Instanz aufs Korn genommen wurde: Familie und Armee, Schule und Betrieb. Autoritär ist die Familie, in der vorprogrammierte Rollen eingeübt werden und jegliches abweichende Verhalten stigmatisiert wird; autoritär

ist die Schule, die ein Modell sozialer Anpassung vermittelt und eine Erziehung zum Untertanen weiterführt; definitionsgemäß sind alle repressiven Institutionen wie Polizei, Armee, Justiz und Kirche autoritär.

Die Kritik an allen bestehenden Autoritäten ist jedoch wie viele Ideen der 68er Bewegung eine Geisteshaltung, in der verschiedene, mitunter widersprüchliche Aspekte zum Ausdruck kommen: vollkommen gerechtfertigte Bedürfnisse und schwer zu überbrückende Aporien.

Auf der einen Seite räumte die 68er Bewegung mit allen überalterten Vorstellungen und Konventionen auf, die ohnehin nicht mehr tragbar gewesen waren und nur auf einen Gnadenstoß warteten. So setzte ein gesunder Prozess der Auflockerung moralischer Normen ein, der bereits vor 1968 begonnen hatte – mit dem Rock and Roll, den »Halbstarken«, der musikalischen Revolte – und sich auch danach, vor allen Dingen durch die veränderte Rolle der Frau in der Gesellschaft, fortsetzte.

Die bereits wackeligen Figuren der patriarchalischen Gesellschaft, vom Vater über den Offizier, vom Polizisten bis zum Richter verlieren endgültig an Boden und werden gründlich ins Lächerliche gezogen und abgelehnt und dadurch zumindest zu einer Neudefinierung ihres Selbstverständnisses gezwungen.

Doch gleichzeitig tendiert die antiautoritäre Bewegung dazu, sich von einer unaufhaltsamen Dynamik mitreißen zu lassen, in der eine Art Endlosprozess ausgelöst wird, wo keiner mehr weiß, ob es eine Grenze zwischen sinnvoller Autorität und unannehmbarem Autoritarismus gibt, und wenn ja, wo diese verläuft. Je radikaler die antiautoritäre Kritik vorangetrieben wurde, desto schwieriger wurde es, irgendeine gesellschaftliche Organisationsform auszumachen, die dieser Kritik nicht zum Opfer fiel. Wer eine Versammlung eröffnen oder schließen wollte oder sollte, wer einen Vorstand wählen oder eine Schulung organisieren wollte, alle setzten sich dem Vorwurf aus, sie seien autoritär. Autoritär ist die überlieferte Kultur und selbst das Buch als Objekt, in dem sich Wissen in kodifizierter Form kondensiert, Wissen, das die Studenten sich passiv aneignen sollen. So ist der antiautoritäre Anspruch gleichermaßen der emblematische wie der problemati-

sche Knoten in der 68er Bewegung, und bald lassen die Bewegungen diese Erfahrungen hinter sich zurück, um zu traditionellen Organisationsformen zurückzukehren.

STUDENTENMACHT

»Macht den Studenten« ist der erste und auch einer der international häufigsten Slogans der Studentenbewegung. Aber er ist gleichzeitig ein Motto, das einen Abschnitt umschreibt und ein Problem aufzeigt: »Macht den Studenten« ist der Slogan der ersten Phase der Bewegung, die sich auf den Kampf innerhalb der Universität konzentriert und deshalb in Frage gestellt wird, als die Universitäten für den revolutionären Zündstoff der Bewegung zu klein geworden sind. Nun fungieren Schulen und Universitäten faktisch als Basis und als Ausgangspunkt der Bewegung für ihren Generalangriff auf das System.

Die Forderung nach Macht für die Studenten, die um nur zwei Beispiele zu nennen, sowohl in den Hörsälen der Universität Turin, als auch in den Räumen der London School of Economics ertönt, ist fast die Kehrseite der Kritik an dem autoritären System der Hochschuleinrichtungen und stellt fast überall den Auslöser für die Studentenrevolte dar. Die Studenten weigern sich, passive Objekte einer Ausbildung zu sein, bei der sie keinerlei Mitspracherecht haben und deren wichtigstes Ziel in der Reproduktion von Unterordnung, Gehorsam und dem Verzicht auf Kritikfähigkeit besteht. Sie kritisieren die Universität als gesellschaftlichen Integrationsmechanismus, der die Funktion hat, die Machthörigkeit der Massen am Leben zu erhalten und die herrschenden Ideologien zu reproduzieren.

Studentenmacht ist also in erster Linie die Forderung, das eigene Studium, Studieninhalte, Lernmethoden, den Ablauf des Lehrbetriebs, Hochschulgesetze, Gremien u.a. zu kontrollieren und selbst zu gestalten. Aber auch in ihrer ersten Bedeutung ist Studentenmacht nicht etwa die Forderung nach Mitbestimmung oder Reformen, sondern geht eher in Richtung auf den Aufbau einer ganz anderen Universität: Besetzungen, Gegenseminare,

kritische und selbstverwaltete Universität. Erfahrungen, bei denen Wissen das Ergebnis eines kollektiven Selbsterziehungsprozesses wird mit dem Ziel, die integrative Funktion der Universität außer Kraft zu setzen, wobei die Universität zur Ausgangsbasis für einen allgemeinen Angriff auf das System umfunktioniert wird.

Nach David Aldestein, einem der führenden Köpfe der Bewegung an der London School of Economics, müssen sich die Studenten der Gesellschaft als eine Macht gegenüberstellen, die in der Lage ist, Druck auf Regierungsentscheidungen auszuüben und die öffentliche Meinung zu beeinflussen. So verstanden würde Studentenmacht, wenn man sie in ihrer ersten und engsten Bedeutung sieht, heißen, dass den Studenten nicht nur in den Universitäten, sondern allgemein in der Gesellschaft Macht eingeräumt wird.

Studenten an die Macht ist aber ein Slogan, der Dynamiken in Gang setzt, die wegen des transitorischen Charakters des Studentendaseins nicht stabil sein können. Da die Universität Teil eines komplexeren Gesellschaftssystems ist, wäre ihre Umformung im Sinne der studentischen Gegenmacht letztendlich weder möglich noch nützlich, und am Ende begreifen die Studenten sich selbst als Avantgarde eines übergeordneten Revolutionsprozesses. Der Slogan heißt also nicht mehr Macht den Studenten, sondern Macht der Arbeiterklasse.

DIREKTE DEMOKRATIE

Das hervorstechendste Merkmal der 68er Bewegung war die Verlagerung der Politik von ihren institutionellen und historisch konsolidierten Instanzen auf eine Pluralität von im Wachstum begriffenen gesellschaftlichen Subjekten und kollektiven Zusammenhängen. Ein Prozess, der mit der umfassenden Politisierung sämtlicher Lebensbereiche einhergeht. Dies konnte nur auf der Grundlage einer allgemeinen Partizipation an den Aufgaben und Initiativen der Bewegung und durch die Vermassung der Diskussion und theoretischer Verarbeitung geschehen. Jede Form der

Delegation oder Repräsentation geriet folglich in den Sog einer heftigen Verweigerung institutionalisierter Vertretung. Delegierte, egal ob es sich um Abgeordnete nationaler Parlamente oder Studenten- und Gewerkschaftsvertreter handelte, wurden mehr oder weniger scharf abgelehnt und als zu bekämpfende, separate Körperschaften betrachtet, die als Agenten eines allgemeinen Mechanismus für die Expropriation der Subjekte mitverantwortlich sind. Im Allgemeinen wurde die klassische marxistische Kritik an der Demokratie als grundlegendes theoretisches Instrument zur »Entlarvung« des Repräsentationsschwindels betrachtet. Der »Sandkastendemokratie« in Schule und Universität und der Delegationsdemokratie in der gesellschaftlichen Organisation im Allgemeinen wurde die Idee einer »direkten Demokratie« entgegengehalten, die sich im übrigen radikal von dem etatistischen und bürokratischen Modell der Ostblockländer abgrenzte.

Indem man den eigenen politischen Willen in fremde Hände delegiert, begibt man sich aufs Glatteis. Jedes nicht widerrufbare Mandat ist ein Tribut an den Autoritarismus und Negation der Souveränität des Volkes. Wenn man hinzufügt, dass dieser über Wahlen vermittelte Prozess der Delegation durch die Medien und die Machtlobbys, die sie kontrollieren, manipuliert wird, so kommt man zu dem Schluss, dass sowohl der Staat als auch die Parteien und Gewerkschaften, trotz ihres Anspruchs, einen modernen Staat zu realisieren und ihre Macht mit dem Konsensus des Volkes legitimieren, faktisch genau diesem Volk die Souveränität entziehen.

Um sich dem zu verweigern, greift die Bewegung inhaltlich auf die Organisationsformen zurück, die durch die revolutionären Bewegungen in der Anfangsphase oder auf dem Höhepunkt ihrer Massenbeteiligung entwickelt wurden: die Sowjets der Russischen Revolution im Jahre 1917, die Arbeiterräte der Novemberrevolution 1919 in Deutschland, die Kampforganisation der Roten Garde, die anarchistischen Organisationsformen im spanischen Bürgerkrieg.

Theoretische Vorbilder werden in den Werken von Rosa Luxemburg, Karl Korsch oder Pannekoek gesucht. Aber die Vorstellung von einer direkten Demokratie bleibt stets mit den

praktischen Erfahrungen innerhalb der Kämpfe an der Universität und dann auch in den Fabriken und mit den Beziehungs- und Kommunikationssystemen, die sich im Zuge dieser Praxis herausbilden, verknüpft. Ein politisches Modell, das theoretisch ausformuliert wäre, geht eigentlich nicht aus der 68er Bewegung hervor, die – zumindest zu einem großen Teil – nicht viel für die Stabilisierung politischer Aktionen übrig hat.

SELBSTVERWALTUNG

Die Selbstverwaltung gehörte zu den wichtigsten Slogans der Bewegung in den späten 60er Jahren. Als verbreitete Praxis der Organisation von Kampfmomenten entsprach sie der eindringlichen und allgemeinen Forderung nach einer Beteiligung von »unten«, ein Aspekt, der auch das folgende Jahrzehnt bestimmen sollte. Jede kollektive Situation – egal ob es sich um Schulungen oder Studienseminare, um die politische Militanz oder künstlerische und kulturelle Produktionsstätten handelte, ob es um Kinderläden oder irgendeinen anderen Raum oder Form der sozialen Aktivität ging – wollte sich als selbstverwaltet und selbstbestimmt verstanden wissen, d.h. frei von jeglicher Bevormundung oder Abhängigkeit. Regeln und Funktionsweise der Kollektive sollten ausschließlich durch die Versammlung ihrer Mitglieder selbst festgesetzt werden. Dies bedingte natürlich einen starken Gegensatz zur herrschenden, hierarchisch strukturierten Ordnung im Bereich Politik und Produktion, doch wurde eine ebenso klare Absage an jede Form des Dirigismus erteilt, weigerte sich die Bewegung, Entscheidungen an zentrale Machtorgane – sei es eine Partei, ein stabiles, von der Bewegung selbst gewähltes Führungsgremium oder auch nur allzu einschränkende Koordinationsausschüsse – zu delegieren.

Die Hochschulen und Schulen waren das erste Feld, in dem Experimente mit der Selbstbestimmung in die Praxis umgesetzt wurden. Doch weitete sich diese Erfahrung bald auch auf andere Bereiche aus, wie die Betriebskämpfe, Fabrikbesetzungen, Wohnviertel und Häuserbesetzungen, Stadtteilkomitees und zahlreiche

der Politik, die deren undifferenzierte Allgemeingültigkeit für beide Geschlechter in Frage stellte.

DIE KOMMUNE UND DIE KOMMUNEN

Das Modell der Kommune gehörte zu den wichtigsten Aspekten, die das Selbstverständnis der Bewegungen Ende der 60er Jahre bestimmten. Mit unterschiedlichen Ansätzen und Schwerpunkten sind Kommunen in fast allen Ländern zu finden, die von der Welle 1968 erfasst wurden. Es lassen sich jedoch zwei Grundformen erkennen. Zum einen wird die Kommune als Modell der kämpferischen Selbstbestimmung und direkten Demokratie erlebt, durch die sich eine Alternative zur liberalen Tradition des Parlamentarismus, aber auch zum »Realen Sozialismus« bietet, welcher sich durch eine Bürokratisierung von Staat und Partei auszeichnet. Vorbild aus der Geschichte ist die Pariser Kommune aus dem Jahre 1871, die mehr oder weniger idealisiert wird. Diese politische Variante der Kommune ist es, die als Kampflösung von Shanghai bis nach Paris ertönt, von der chinesischen Kulturrevolution bis zum *joli mai* die Bewegung inspiriert. Dabei wurden die chinesischen Kommunen als dezentralisierte und – zumindest im Ansatz – von »unten« regierte Alternativen zum sowjetischen Modell betrachtet, als Negation eines zentralisierten und autoritären Entwicklungsmodells. Selbst Mao sprach von »der Pariser Kommune der 60er Jahre«. Auch die verschiedenen, sich durch die Bewegung ziehenden anarchistischen Strömungen trugen zur Identifizierung mit der Kommune als der idealen Form gesellschaftlicher Organisation schlechthin bei.

Auf der anderen Seite nimmt die Kommune für die westlichen Jugendlichen auf beiden Seiten des Atlantiks häufig auch einen ganzen anderen Stellenwert an. Hierbei geht es vorrangig um die kollektive Alltagsbewältigung, wobei sich diese vergesellschaftlichte Form des Zusammenlebens gegen die bürgerliche Familie und die auf Konkurrenzverhalten beruhende kapitalistische Arbeitsdisziplin richtete. So fließen in die Tausende von Kommunen und Wohngemeinschaften, die sich Ende der 60er

und Anfang der 70er Jahre bilden, Erfahrungen ein, die einerseits auf die amerikanischen Hippiekommunen und andere, die zum Teil auf religiöse Gemeinschaften zurückgehen. Doch neben dieser Realität finden sich auch der künstlerische und kulturelle Zirkel oder die politischen Kollektive, die aus unterschiedlichen Kampfsituationen hervorgegangen sind.

In den Vereinigten Staaten ist das Phänomen besonders stark in Kalifornien und New England ausgeprägt, in Nordeuropa erfasst die Welle besonders Deutschland und Holland: leer stehende Häuser und mitunter ganze Stadtviertel werden besetzt, brach liegende Felder werden von bunt gemischten Kommunen neu besiedelt. Tausende von jungen Leuten entschließen sich dazu, ihr Privatleben kollektiv zu organisieren, wobei die Erfahrungen mehr oder weniger strukturiert bzw. ideologisch gefärbt sind.

So wird die Kommune in ihrem Selbstverständnis schlechthin zu dem Ort, wo Gleichheit in den sozialen Beziehungen hergestellt werden kann, wo ein persönliches Lebensprojekt sinnvoller gestaltet und in einen reichen Zusammenhang menschlicher Interaktionen gestellt werden kann, wobei die Möglichkeit gegeben ist, sich den Normen, Konventionen, Hierarchien und Antagonismen der bürgerlichen Gesellschaft zu entziehen. Im Gegensatz zur Familie, die als ein potentes Instrument zur Anpassung (Transmissionsriemen) an diese Normen gesehen wird, verknüpft sich mit der Kommune die Hoffnung, dass sie die Möglichkeit zu authentischeren und transparenten Beziehungen bieten könne, die schon allein deshalb mehr Freiheit beinhalten, da sie nicht auf vorgegebenen Rollen beruhen, sondern in jedem Moment frei gewählt und wieder aufgelöst werden können. Und der utopische Drang, hier und jetzt bereits freie und solidarische Beziehungen vorwegzunehmen, der Anspruch, eine Keimform zukünftiger repressionsloser Gesellschaften zu sein, verleiht den Beziehungen innerhalb der Kommune einen zusätzlichen Zusammenhalt. Das neue Experiment wird jedoch nicht ausschließlich mit naiver Begeisterung erlebt, bald sind sich die Beteiligten der Grenzen, Gefahren und Widersprüche nur allzu bewusst und unterziehen ihre mitunter gewagten Erfahrungen

Zusammenhänge im Dienstleistungssektor (Gesundheitswesen, Sozialarbeit und -fürsorge usw.), wobei ganz unterschiedliche Formen von variabler Intensität in den verschiedenen europäischen Ländern entwickelt wurden.

Doch gleichzeitig stellte die Selbstbestimmung auch eine makrosoziale Alternative zu den beiden herrschenden Systemen dar, grenzte sie sich inhaltlich sowohl von der unpersönlichen Macht der Marktwirtschaft mit ihren pseudoobjektiven »Sachzwängen« ab, als auch von dem Staatsautoritarismus der sozialistischen Planwirtschaft. In diesem Sinne knüpfte die Selbstbestimmung bzw. Selbstverwaltung als inhaltlicher Schwerpunkt der 68er Bewegung an die Tradition der Rätedemokratie und jener sozialistischen Strömung an, die eine direkte Kontrolle der Produzenten über ihre jeweiligen spezifischen Arbeitssituationen befürwortete, wobei die Produktionsmittel nicht verstaatlicht, sondern vergesellschaftet werden sollten. Anstelle einer rein profitorientierten Produktion soll gesellschaftlich sinnvolle Arbeit treten.

Diese Strömung hat die unterschiedlichsten Varianten hervorgebracht, deren Spektrum von extrem radikalen bis zu gemäßigten Positionen reicht, von der totalen Ablehnung kapitalistischer Produktionsweisen bis zu Kompromissen mit den »Sachzwängen« dieses Systems, von der egalitaristischen Kommune bis zur sozialdemokratischen Politik der Mitbestimmung.

Inmitten dieser Palette siedelt sich auch der jugoslawische Weg an, der als ketzerische Variante im sozialistischen Lager hervorstach, obwohl die theoretisch verfochtene autonome Entscheidungsgewalt der gesellschaftlichen Instanzen und Produktionsebenen in der Realität an starke Grenzen stieß, große soziale Ungleichheiten aufwarf, mit Arbeitslosigkeit zu kämpfen hatte und autoritäre Strukturen aufwies. So wurde das Modell Jugoslawien von den radikalen Bewegungen des Westens, die sich schon eher von den bis zum Äußersten gehenden chinesischen Kommunen beeindrucken ließen, als gemäßigter, mit Kompromissen gepflasterter Weg betrachtet, und seine Beliebtheit hielt sich stark in Grenzen. Im Osten wurde die Selbstverwaltung vorrangig als Autonomie der Produktionseinheiten von der lähmen-

den Willkür der zentralen Planwirtschaft verstanden und hatte ein gewisses Gewicht in dem Kampf gegen die Übermacht des bürokratischen Staates im Rahmen eines Systems, das man noch als sozialistisches anerkennen wollte.

Theorie und Praxis der Selbstbestimmung haben bis heute überlebt und verschiedene Höhepunkte und Ausdrucksformen erreicht, insbesondere im Zusammenhang mit Betrieben, die vom Arbeitgeber geschlossen werden sollten und in die Selbstverwaltung der Belegschaft übergingen. Wie es in dem berühmten Beispiel der Uhrenfabrik LIP zu Beginn der 70er Jahre der Fall war. Mit schwankenden Ergebnissen ist das Prinzip der Selbstverwaltung auch als Zusammenschluss von Bürgern präsent, die sich zur Verteidigung der Umwelt, sozialer Errungenschaften oder gesellschaftlicher Freiräume mobilisieren. Darunter sei nur an die *Bürgerinitiativen* in Deutschland und die *Centri sociali* in Italien erinnert.

VERSAMMLUNG

In Übereinstimmung mit ihrer je nach den Umständen oder Zeitpunkten mehr oder weniger radikalen Ablehnung der Delegationsdemokratie machten die Studentenbewegungen aus der Versammlung ihr Hauptinstrument, um Entscheidungen zu fällen und zugleich zum bevorzugten Ort der Konsensbildung. Die Versammlung wurde nie als Instrument der Regierung verstanden, da ja gerade das Auseinanderfallen von Regierenden und Regierten aufgehoben werden sollte, vielmehr handelte es sich um den Ort kollektiver Willensbildung, die sich in den turbulenten Fluss der Kämpfe einbettete. Temporäre Mehrheiten und Minderheiten kamen und gingen in der Abfolge der Ereignisse und mit den teilweise emotionalen Reaktionen der Beteiligten. Versammlungen, die als permanente Organe verstanden wurden, besaßen dem Anspruch nach das Monopol der Machtausübung und konnten höchstens durch Gremien ergänzt werden, in denen die Debatte lediglich vorstrukturiert werden sollte. In Wirklichkeit wurden Ablauf und Ausgang dieser Versammlungen, die

Modelle des Konsums und der Lebensweise verbreitet, die den herrschenden Machtverhältnissen am besten entsprechen. Diese Bewusstseinsmache ist umso wirksamer, als sie den Schein der Selbstverständlichkeit dieser Verhaltensmodelle erzeugen kann.

In allen ihren Formen ist die Kulturindustrie Ideologie, oder besser gesagt, Apologie der bestehenden Verhältnisse. Diese Ideologie wird jedoch im Gegensatz zu traditionellen Ideologien zu einer Ware. In einer durch Zunahme der Freizeit gekennzeichneten Gesellschaft füllen die Individuen diese leere Zeit, indem sie die funkelnenden Waren erstehen, die die Kulturindustrie ihnen anbietet. So sind die Produkte der Kulturindustrie nicht einfach Vehikel zur Vermittlung spezifischer ideologischer Inhalte. Sie strahlen vielmehr ein Bild aus, das auch in seinen impliziten Formen bezwingend klar ist: wir leben in der besten aller Welten, und das Vernünftigste, was wir machen können, ist der Versuch, uns einfach anzupassen, ohne allzu viele Fragen zu stellen.

REPRESSIVE TOLERANZ

1964 verfassten drei Mitglieder der akademischen Gemeinschaft von Cambridge (Massachusetts), der Philosoph Robert Paul Wolff, der Soziologe Barrington Moore jr. und Herbert Marcuse, einen kleinen Band, den sie in leicht respektloser Anlehnung an die *Kritik der reinen Vernunft* von Kant unter dem Titel *Kritik der reinen Toleranz* veröffentlichten. 1968 wurde dieses Buch zu einem Banner der Studentenbewegung, die sich hier mit einer der scharfsinnigsten Kritiken an der liberalen Demokratie im Westen konfrontiert sahen und einen Ansatz vorfanden, der ebenfalls gegenüber dem so genannten »realen Sozialismus« im Osten keine Nachsichtigkeit walten ließ.

In diesem kleinen Buch wurde die Apologie der westlichen Freiheit aufs Korn genommen, wobei die Kritik an dem Begriff ansetzte, der am ehesten unangreifbar, unumstritten und positiv zu sein schien: dem Begriff der Toleranz, dem höchsten Ideal der Aufklärung, für das sich schon Voltaire so intensiv eingesetzt hatte. Marcuse untersucht die Frage der Toleranz auf die Bedingun-

gen der Gegenwart hin und spricht sich für eine Umkehrung aller herrschenden Gemeinplätze aus, die er einer scharfen Kritik unterzieht: Die »reine«, abstrakte und indiskriminierte Toleranz in den spätkapitalistischen Gesellschaften ist laut Marcuse im Grunde intolerant, da sie keinen Raum für die Auseinandersetzung mit abweichenden oder subversiven Anschauungen bietet. Umgekehrt kann wahre, als Voraussetzung menschlicher Freiheit und Vernunft verstandene Toleranz heute nur dann überleben, wenn sie sich in entschiedene Intoleranz verwandelt: Intoleranz gegen Bewegungen und auch gegen Auffassungen, die Repression, Unterwerfung der Menschen, Ungleichheiten und Rassismus in all seinen mehr oder weniger brutalen Formen befürworten, bzw. erzwingen wollen. Auschwitz und ein Weltkrieg hätten vermieden werden können, schrieb Marcuse, wäre die demokratische Toleranz in dem entscheidenden Moment, als sich die zukünftigen Führer auf ihren Feldzug vorbereiteten, aufgehoben worden. Eine Toleranz, die vorrangig zur Aufrechterhaltung und Rechtfertigung einer repressiven Gesellschaft diene, die jede echte Opposition ausschaltet und die Menschen gegen andere und bessere Lebensverhältnisse immunisiert, sei eine korrupte Toleranz.

Die Korruption in der Toleranz der gegenwärtigen Gesellschaft zeigt sich schon darin, dass die Grundlagen, die ihr einen Wert verleihen könnten, fehlen: über alle vorhandenen Meinungen frei und gleichberechtigt diskutieren zu können, hat insofern Sinn, als dadurch die beste Lösung ermittelt werden kann.

Doch ist dies nur möglich, wenn die Diskussion rational und unter geistiger Freiheit geführt werden kann, wenn sie frei von Vorurteilen ist, ohne dass Manipulation oder Indoktrination die Auseinandersetzungen belasten. Aber gerade das sind die Voraussetzungen, die in der spätkapitalistischen Gesellschaft fehlen. Hier herrscht vielmehr eine Kaltstellung aller Meinungen auf dem nur scheinbar offenen Markt der Ideen, der sich allen Gedanken, die nicht der herrschenden Ordnung angepasst sind oder sie bestätigen, hermetisch verschließt. Die einzige sinnvolle Antwort auf diese Situation ist laut Marcuse die systematische Rücknahme der Toleranz: ein erster Schritt zur Erschütterung dieses

allgegenwärtigen »falschen Bewusstseins«, das grundlegend zur Aufrechterhaltung eines pseudoliberalen und pseudotoleranten Systems beiträgt.

INTEGRATION DER ARBEITERKLASSE

Während in der klassischen marxistischen Auffassung die Arbeiterklasse als das soziale Subjekt galt, das sich auf »natürliche« Weise in antagonistischer Stellung zum Kapital befindet und als einziges dazu in der Lage ist, dieses Regime zu stürzen, um eine neue Gesellschaft hervorzubringen, kann diese Gewissheit im Allgemeinen von den Jugend- und Studentenbewegungen im Umfeld der 68er Revolte nicht mehr geteilt werden. Die Frage, welche Rolle die Arbeiterklasse im Verhältnis zur radikalen Kritik an der bestehenden Gesellschaft spielen könne, wird in allen Bewegungen gestellt, ist jedoch stark durch die jeweilige konkrete nationale Situation bedingt. Ist das Proletariat nach wie vor das wichtigste revolutionäre Subjekt, so dass die Studenten allenfalls die Funktion einer intellektuellen Avantgarde, die bestimmte Fragen vorantreibt, haben können, oder ist es unrettbar in das System integriert?

Die These von der Integration der Arbeiterklasse, die ihr kritisches und revolutionäres Potential definitiv verloren habe, geht auf Herbert Marcuse zurück, Philosoph und Vertreter der Frankfurter Schule, der in den Staaten geblieben war, um dort zu lehren. In den Konferenzen beispielsweise, die er im Juli 1967 an der Freien Universität Berlin hält, geht Marcuse davon aus, dass es in der gegenwärtigen Situation der kapitalistischen Gesellschaft keine Klasse mehr gebe, die allein durch ihre Stellung auf irgendeine Weise dazu prädestiniert sei, als treibende Kraft eines revolutionären Prozesses zu fungieren. Wenn Marx im Proletariat die revolutionäre Klasse sah, so Marcuse, dann war dies dadurch bedingt, dass er in ihm die vollkommen enteignete Klasse sah, die genau durch ihre Besitzlosigkeit gegen die ideologischen Verschleierungen der bürgerlichen Herrschaft immun war. Doch das Anderssein der Arbeiterklasse sei im Zuge der Integrationsprozesse

mittlerweile unwiederbringlich verloren gegangen, so dass ein Individuum der Arbeiterklasse heute keine anderen Bedürfnisse ausdrücken könne, als andere Schichten der Gesellschaft. Laut Marcuse war es unmöglich, die bestehende Ordnung umzustürzen, wenn nicht von der Durchsetzung *neuer Bedürfnisse* ausgegangen wird, die sich radikal von den falschen Bedürfnissen unterscheiden, die durch die kapitalistische Gesellschaft erzeugt und prämiert werden. Denn nur so kann der permanent reproduzierte Konsens, den die Regierten den herrschenden Verhältnissen entgegenbringen, ins Wanken gebracht werden.

Nicht die Arbeiter sind Träger dieser neuen radikalen Bedürfnisse, die mit dem in der bürgerlichen Gesellschaft herrschenden »Leistungsprinzip« unvereinbar sein sollen, sondern vielmehr alle gesellschaftlichen Gruppen, wie *Hippies* und *Beatniks*, die sich den Konsumfreuden und Privilegien der Überfluggesellschaft verweigern.

Die These von der Integration der Arbeiterklasse blieb jedoch nicht nur auf die durch Marcuse beeinflussten Strömungen beschränkt. Auch in den Tendenzen des »Tercermundismo« (aus dem Kubanischen, zu deutsch etwa: Bekenntnis zur Dritten Welt oder auch Dritte-Welt-Ideologie, Anm. d. Übers.) klingen ähnliche Auffassungen an, wenn davon ausgegangen wird, dass die »Verdamnten der Erde« in den armen und kolonisierten Ländern die einzige Macht sind, die wirklich dazu in der Lage ist, die Herausforderung mit der kapitalistischen Weltordnung auf sich zu nehmen. Hierbei wird eine bereits von Lenin angesprochene Einschätzung aufgenommen, der in seiner Schrift über den Imperialismus die Ansicht vertritt, dass die Arbeiterklasse in den kapitalistischen Metropolen zu einem gewissen Maße von den imperialistischen Herrschaftsverhältnissen profitiere und daher kein reelles Interesse daran habe, sich gegen dieses System aufzuheben. Der wahre Klassenkampf wird also in dieser Perspektive als der verstanden, in dem sich die ausgebeuteten Länder an der Peripherie der Welt gegen die reichen Metropolen erheben, als der Kampf der »Dörfer« gegen die »Städte«.

Die Theorie von der Integration der Arbeiterklasse setzte sich in den Zusammenhängen durch, wo sie sich als evidente Wirk-

lichkeit zu erweisen schien, wie beispielsweise in den USA und in der BRD während sie in anderen europäischen Ländern wie z.B. in Frankreich und Italien, nie wirklich Anklang fand, da die Zeiten des Wirtschaftswunders in den 60er Jahren sogar mit einem starken Wiederaufschwung des sozialen Antagonismus einher gingen.

UTOPIE

»Seid realistisch, fordert das Unmögliche«. Es gibt wenige Slogans, die den utopischen Elan der 68er Bewegung besser ausdrücken können, als dieser im Pariser Mai 1968 entstandene Slogan. Utopie heißt hier – im Gegensatz zu vorhergehenden und nachfolgenden Bewegungen – die Perspektive einer absolut radikalen Transformation. Das Unmögliche an dieser Perspektive wird von der Bewegung vielleicht sogar wahrgenommen wie der oben zitierte Slogan nahelegt, er wird jedoch zur Herausforderung, zum provokatorischen Ziel umfunktioniert und als ein Umstand gesehen, der durch Engagement und Leidenschaft aus den Angeln gehoben werden kann und muss. Die 68er Bewegung kennt weder den Reformismus der kleinen, aber realistischen Schritte, noch die Verzweiflung, in die sich der Protest verwandelt, wenn er sich einer unüberwindbaren Mauer gegenüber sieht. Als generative Kraft, als Neubeginn, der einen offenen Horizont vor sich liegen sieht, weist die 68er Bewegung den Vorwurf der Utopie keineswegs zurück, sondern ist stolz auf ihre utopische Konnotation. In gewissem Sinne äußert sich diese Sichtweise auch bei Herbert Marcuse, der in seiner Schrift *Das Ende der Utopie* genau von dieser Problematik ausgeht. Im Allgemeinen, so heißt es bei Marcuse, werden Projekte für eine neue Gesellschaft dann als utopisch diffamiert, wenn man der Ansicht ist, sie seien undurchführbar, da ihrer Verwirklichung das Hindernis unüberwindbarer subjektiver und objektiver Faktoren im Weg steht. Als utopisch galten beispielsweise die kommunistischen Zielsetzungen während der Französischen Revolution. Doch hat die Fortentwicklung des Kapitalismus selbst, sein

wissenschaftlich-technischer Fortschritt den Vorwurf der Utopie heute überholt. So ist Marcuse der Ansicht, dass der Realisierung einer freien Gesellschaft nichts mehr im Weg stehe, da unter den Bedingungen der Überfluggesellschaft und der Automation alle materiellen und geistigen Kräfte dafür zur Verfügung stehen. Und dass diese Chancen nicht genutzt werden, meint Marcuse, habe nichts anderes zu bedeuten, als dass die Gesellschaft selbst auf Grund einer gewissen Verblendung einen stumpfen Widerstand gegen ihre Befreiung leistet.

DIE GESELLSCHAFT DES SPEKTAKELS

Das glückliche, doch oft im uneigentlichen Sinne gebrauchte Wort von der »Gesellschaft des Spektakels« war ursprünglich der Titel eines Buches, das einer der wichtigsten situationistischen Intellektuellen, Guy Debord, im November 1967 kurz vor Beginn der 68er Bewegung veröffentlichte. Debord hatte 1957 die Situationistische Internationale gegründet und gab in den Jahre 1958–1969 die Zeitschrift »Internationale Situationiste« heraus. Nach verschiedenen Spaltungen löste sich diese Organisation 1972 auf.

»Die Gesellschaft des Spektakels« ist ein Buch, das der Geschichte auf außerordentliche Weise vorgreift, denn zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung hatte jener Prozess, der die Politik und das gesamte kulturelle und gesellschaftliche Leben in eine spektakuläre Fantasmagorie verwandeln sollte, noch längst nicht die Ausmaße angenommen, die in den 80er und 90er Jahren erreicht wurden. In Anlehnung an ein Zitat von Marx, der die moderne Gesellschaft als eine ungeheure Ansammlung von Waren beschrieb, erklärt Debord in seinem Essay, der Kapitalismus stelle sich in seinem Endstadium als eine immense Ansammlung von »Spektakeln« dar, wo all das, was unmittelbar erlebbar und erfahrbar ist, in die darstellerische Distanz der Inszenierung rücke.

Wie ist nun diese These von Debord zu verstehen, die im »Spektakel« das zentrale Erscheinung der spätkapitalistischen

Gesellschaft sieht? Das Spektakuläre in der fiktiven Selbstdarstellung der spätkapitalistischen Gesellschaft, schreibt Debord, könne nicht als ein Missbrauch der Visualität verstanden werden, die durch den massiven Einsatz audio-visueller Techniken bewerkstelligt wird. Das in seiner Gesamtheit begriffene »Spektakel« ist zugleich Ergebnis und Projekt einer bestehenden Produktionsweise. Es handele sich also nicht um eine Bildbeilage oder um eine Art dekorative Verpackung der realen Welt, sondern um das Herzstück des Irrealismus der realen Gesellschaft. So wird das Spektakuläre nicht als ein spezifisches Phänomen, sondern als zentrale Eigenschaft der kapitalistischen Produktionsweise gesehen. Denn es geht hier nicht einfach um ein besonderes Produkt, um jene singuläre Ware der Kulturindustrie. Das Schauspiel durchdringt als spektakuläre und fiktive Selbstdarstellung unter spätkapitalistischen Produktionsbedingungen, die durch eine zunehmende Verflechtung mit den Kommunikationsprozessen gekennzeichnet sind, die gesellschaftliche Tätigkeit in ihrer Gesamtheit: die Sprachkompetenz, die Vorstellungskraft, das Wissen und die Kultur.

So hat das »Spektakel« eine doppelte Natur: auf der einen Seite ist es schlicht ein – wenn auch spezifisches – Produkt wie alle anderen auch, auf der anderen Seite vermag es die Quintessenz der Produktionsweise in ihrer Gesamtheit im wörtlichen Sinne des Wortes *darzustellen*. Im »Spektakel« zeige sich, meint Debord, die allgemeine Erscheinungsform der Rationalität des Systems. In dieser Ware der Unterhaltungs- und Kulturindustrie, deren Gebrauchswert linguistisch-kultureller Natur ist, scheint sich so die grundlegende Eigenschaft der auf Kommunikationstechniken beruhenden spätkapitalistischen Produktionsweise in ihrer Gesamtheit widerzuspiegeln.

Zwanzig Jahre nach Erscheinen der *Gesellschaft des Spektakels* veröffentlicht Debord im Mai 1988 unter dem Titel *Kommentare* seine Reflexionen über die Weiterentwicklung der fiktiven Gesellschaft, die – wie er sagte – in die Phase des »integrierten Spektakels« eingetreten war. Die Endbedeutung des integrierten Spektakels liege darin, so Debord, dass es sich in die Realität integriert, in dem Maße, wie es sie darstellt, und dass es die Rea-

lität auf die Weise rekonstruiert, wie es sie darstellt, so dass es ihr nicht mehr als Fremdkörper gegenübersteht. Als das Spektakuläre konzentriert war, gelang es großen Teilen der Gesellschaftsperipherie, sich der Fiktion zu entziehen, im Zuge seiner Vermassung entkam nur noch ein kleiner Teil, heute entkommt niemand. Jeder Wirklichkeitsaspekt, meint Debord, sei nun vom allgegenwärtigen Schauspiel durchdrungen. Wie theoretisch vorzusehen war, zeigt die praktische Erfahrung der zügellosen Durchsetzung der Markträson, wie die Weltwerdung der Fälschung in die Fälschung gewordene Welt umschlug, und zwar rapide und ohne Ausnahmen.

Zum Zeitpunkt von Debords Tod ist die Kritik an der fiktiven Gesellschaft und an der Spektakularisierung von Kultur und Politik mittlerweile zu einem in aller Munde kursierenden Begriff geworden, der jedoch entschärft und seiner subversiven Kraft beraubt ist. Andererseits hat die Post-Moderne in gewisser Weise die pessimistische Einschätzung des situationistischen Intellektuellen auf den Kopf gestellt, indem sie das ernüchterte Lob auf eine derealisierte Welt anstimmte, die ohne Rückstände auf ihren phantasmagorischen Scheinbildcharakter reduziert ist.

DIE FANTASIE AN DIE MACHT

Die Forderung nach der Machtergreifung durch die Fantasie war der berühmteste Slogan des Mai 1968 in Frankreich. In den nachfolgenden Jahren erntete er zugleich den meisten Spott, als ein Unsinn, der sich die ebenso berühmte Definition verdiente, die De Gaulle dem Phänomen des *joli mai* gegeben hatte: *chienlit*, ein Karnevalstreiben. Doch war der Slogan von der »Fantasie an die Macht« keineswegs nur eine Provokation, sondern genau die Formulierung, welche die Stimmung dieser Tage wiedergeben und ausdrücken konnte, was die vielen Teilnehmer des Aufstandes damals erlebten. Denn auf dem Höhepunkt der Maitage war die Macht praktisch verschwunden, auch wenn sie in Wirklichkeit nur vorübergehend aus ihren gewohnten Festungen vertrieben worden war. Irgend etwas hatte sich an die Stelle der Macht

andernfalls schwer handhabbar gewesen wären, häufig durch Vereinbarungen gelenkt, die in anderen Zusammenhängen zwischen den verschiedenen Strömungen oder durch Absprachen der wichtigsten Exponenten der Bewegung zustande gekommen waren, welche im übrigen keinerlei institutionalisiertes Mandat besaßen und so stets dem Risiko einer Ablehnung oder eines Misserfolgs ausgesetzt waren.

Obwohl die Versammlungen allen möglichen Formen der Bevormundung oder Gängelung ausgesetzt waren, wo Verunsicherung und Einschüchterung der weniger dezidierten Teilnehmer gang und gäbe waren, stellten sie doch eine eigenständige öffentliche Sphäre dar, in der institutionelle Machtmechanismen aufgehoben waren, ein Moment der breiten und intensiven Beteiligung, ein Instrument zur Intensivierung der Kommunikation. In der Interaktion mit der Außenwelt, mit den Gegenparteien der Bewegung, mit den Institutionen und Behörden, mit den konsolidierten hierarchischen Strukturen war die Versammlung ein regelrechtes Organ der Gegenmacht, das Raum- und Zeitverhältnisse in der bestehenden Ordnung an Universität und Schule, in den Fabriken und Wohnvierteln auf den Kopf stellte. Es ist kein Zufall, dass sich die Bewegungen hartnäckig weigerten, einem gesetzlich oder normativ vorgeschriebenen Statut der zulässigen und festgesetzten Versammlungsformen zuzustimmen. Räume und Zeiträume, die für Versammlungen erobert worden waren, galten als unverzichtbare Errungenschaften der Revolte, waren eine Kriegsbeute, die sie nicht mehr wieder hergeben wollten.

Diese Zeiträume und Räume wurden dann auch von improvisierten Darbietungen, spektakulären Exhibitionen jeder Art und Geschmacksrichtung bevölkert, wo von der surrealen Theaterszene bis zur selbstgefälligen und endlosen politischen Redekunst alles vertreten war und selbst die Parodie klassischer parlamentarischer Tricks nicht fehlte. Und schließlich war die Versammlung auch die Geburtsstätte für obsessive Stereotypen, brachte aber auch umwerfende linguistische Innovationen hervor.

KULTURINDUSTRIE

Die Gesellschaft wird durch die Studentenbewegung einer kritischen Analyse unterzogen, wobei der Begriff der »Kulturindustrie« eine Schlüsselrolle inne hatte. Denn in der spätkapitalistischen Gesellschaft werden Klassenkonflikte und soziale Antagonismen betäubt und entschärft durch die Präsenz eines gewaltigen Apparats der Bewusstseinsmanipulation, der mit allen modernen technischen Mitteln der Massenkommunikation arbeitet. Der politische Kampf gegen die Manipulation der Information durch die der Macht unterworfenen Massenmedien ist ein gemeinsamer Aspekt aller Studentenbewegungen in den verschiedenen Ländern. Der Konflikt zwischen der Bewegung und den Massenmedien erreichte seinen Höhepunkt in der Mobilisierung der deutschen Studenten gegen den Springer-Konzern, aber auch in Italien wurden signifikante Episoden an dieser Front verzeichnet, wie zum Beispiel in Mailand, wo der Protest der Studenten bis zu dem Versuch ging, die Auslieferung des *Corriere della Sera* zu verhindern.

Der Begriff der Kulturindustrie greift auf theoretische Arbeiten zurück, die in früheren Jahren entstanden waren. Zum ersten Mal wurde die soziale Kritik an der Kulturindustrie in einem Buch entwickelt, das 1947 unter dem Titel *Dialektik der Aufklärung* veröffentlicht wurde und als das Meisterwerk der beiden wichtigsten Vertreter der Frankfurter Schule, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, betrachtet werden kann. In einem der Kapitel dieses philosophischen Werkes, das sich mit der Kulturindustrie befasst, bestehen die Autoren auf der Notwendigkeit, diesen Begriff zu verwenden. Dabei wird der stärker verbreitete Begriff der Massenkultur verworfen, da er verschleiert, dass es sich keineswegs um ein spontan entstandenes Phänomen handelt. Das Gegenteil ist der Fall: das, was sich in den spätkapitalistischen Gesellschaften als Massenkultur darstellt, ist ein geplantes Produkt eines gewaltigen industriellen Apparats, der mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln (Radio, Fernsehen, Zeitungen und verschiedenen Formen der Unterhaltung)

GUERRILLA

Die im Zuge der Unabhängigkeitskriege aufkommenden Guerillaaufstände in der Dritten Welt wurden von dem radikaleren Teil der öffentlichen Meinung als eine Art moderne Verkörperung des *bellum iustum* begrüßt. Der Guerillakampf ist zwar immer noch die gewaltsame Rebellion des Schwächeren gegen den Stärkeren, doch überwindet er reine Verzweiflung und Protest, um zu einem Selbstverständnis und zu einem Projekt zu gelangen, die in der Lage sind, unermesslich viel größere Mächte ins Wanken zu bringen. Wenn der Feind auch nicht militärisch auf offenem Feld im Stellungskrieg zwischen zwei Streitkräften geschlagen wird, so wird ihm doch überall die Hölle heiß gemacht, seine Sicherheit untergraben, sein Prestige und politisches Selbstverständnis angekratzt, wobei unvorhersehbare Spannungen punktuell zum Explodieren gebracht werden und der Gegner in eine politische Identitäts- und Legitimitätskrise gestürzt wird. Zum ersten Mal wird diese Form der gewaltsamen Auseinandersetzung, bei der das Gleichgewicht zwischen militärischer Macht und politischer Schwäche gekippt werden soll, in Kuba zur Theorie ausgearbeitet, wo der Begriff des *foco guerrillero* geprägt wurde. In der Guerilla sind bewaffneter Kampf, Politik, Agitation und Propaganda untrennbar auf der gleichen Erfahrungsebene, in der Subjektivität des Guerilleros, miteinander verknüpft. Diese weitgehend idealisierte Figur des Guerillakämpfers scheint über einen weniger fragmentarischen und höheren Bewusstseinsstand zu verfügen als der Soldat, der Befehle ausführt und keinen Überblick über das Gesamtgeschehen hat. So werden mit dem Bild des Guerilleros Eigenschaften in Verbindung gebracht, wie Aufopferung für die gemeinsame Sache, ein persönliches Gerechtigkeitsgefühl und eine subjektive Partizipation an dem allgemeinen Transformationsprozess der Gesellschaft. Diese romantische Aura des Guerillakämpfers machte Ende der 60er Jahre einen großen Eindruck auf die jungen Generationen. Zum Teil lag hier noch ein Verweis auf die Partisanenkämpfe im antifaschistischen Widerstand während des Zweiten Weltkrieges. Andererseits

schiene die Nachkriegsguerilleros ganz auf sich selbst gestellt und auf die eigenen Kräfte angewiesen zu sein, auch wenn die Dinge nicht ganz so standen in der bipolaren Welt, die aus Jalta hervorgegangen war. In den Guerillabewegungen der Dritten Welt wirkten sich die geopolitischen Machtspiele und der Kampf der Supermächte um Einflussbereiche keineswegs geringfügig aus, wie sich auch aus den politischen Verfassungen und Staatsgefügen sowie aus den sozialen Tragödien ersehen lässt, die aus vielen dieser Kampfformen hervorgegangen sind.

Der Guerillakampf schien eine Form des bewaffneten Aufstandes zu sein, der allen zugänglich sein konnte, der sich mit Basisdemokratie, Egalitarismus und Selbstbestimmung vereinbaren ließ, eine Form der Gewalt, die eng im sozialen Netzwerk ihres Substrats verankert war und wiederholt auf wesentlich größere und repressive Mächte losschlagen konnte. Aus diesen Überlegungen heraus machten sich die Protestbewegungen im Westen das Modell der Guerilla zu eigen oder glaubten zumindest, es zu tun. Stadtguerilla, Straßenguerilla, so wurden häufig die Zusammenstöße zwischen Ordnungskräften und Demonstranten bezeichnet. Doch ging es nicht nur um Kampfformen. Segmente der Bewegung, aus denen in den 70er Jahren bewaffnete Gruppen hervorgehen, darunter im Wesentlichen die Rote Armee Fraktion in Westdeutschland, wollten sich als Guerillakampftrope der Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt verstehen, die in einer lückenlos und unwiederbringlich in das kapitalistische System integrierten Gesellschaft die Aufgabe hatte, dem Feind der Befreiungsarmeen von den Metropolen aus in den Rücken zu fallen.

DIE NATIONALEN BEFREIUNGSKÄMPFE

Ende der 60er Jahre waren die Grenzen der Dekolonialisierung, die den Anbruch des Jahrzehntes charakterisiert hatten, voll zu Tage getreten: Scheitern der Wirtschaft, starke Abhängigkeit von den ehemaligen Metropolen, von den entwickelten Ländern oder von der Einflussphäre der Supermächte. Die Bewegung der

Blockfreien war Mitte der 60er Jahre in eine Latenzzeit eingetreten, Kuba und China hegten keine großen Illusionen mehr über die revolutionäre Potenzialität des schwarzen Kontinents. Das klassische deterministische Etappenmodell, wonach auf die Erlangung der Unabhängigkeit die Ausbildung einer nationalen Bourgeoisie und die Entwicklung der Produktivkräfte folgen musste, was langsam zur Entfaltung jener Widersprüche führen würde, die zum Ausbruch der proletarischen Revolution notwendig sind, hatte jegliche Glaubwürdigkeit verloren. Was die anti-kapitalistischen Befreiungskriege betraf, die noch in Gang waren, im Wesentlichen in den portugiesischen Kolonien in Afrika, so war man längst zur Auffassung übergegangen, dass eine effektive Unabhängigkeit nur durch eine gleichzeitig stattfindende Revolution nach chinesischem Modell erlangt werden könne, und zwar im Sinne einer Vergesellschaftung der Produktionsmittel und eines ausgewogenen Verhältnisses von Stadt und Land. Also war man davon überzeugt, dass sich Unabhängigkeit nur durch den gleichzeitigen Aufbau einer neuen Gesellschaft und einer neuen Kultur verwirklichen können. Der bedeutendste Vertreter dieser geistigen Strömung war Amílcar Cabral, Führer der Befreiungsbewegung in dem ehemaligen Guinea Bissau, zweifellos einer der Köpfe, die der 68er Bewegung am nächsten standen.

Aber die Idee einer nationalen Befreiung ging weit über den Horizont der Kolonialkriege hinaus. Die Beherrschung durch wirtschaftliche, kulturelle, politische und militärische Erpressung seitens der westlichen Mächte, vor allem durch den nordamerikanischen Imperialismus, dehnte sich auch auf formal unabhängige Länder aus und erfasste sogar die schwächeren Glieder innerhalb der Bündnispartner der Vereinigten Staaten, die überall in der Welt und mit allen Mitteln die Entwicklung demokratischer Volkskräfte bremsen und soziale Hierarchien des Kapitalismus stützten. Man ging also bei diesem Ansatz davon aus, dass jeder nationale Befreiungskampf antiimperialistisch geführt werden müsse und sich insbesondere gegen den amerikanischen Imperialismus zu richten habe. Umgekehrt implizierte jeder antiimperialistische Kampf eine nationale Befreiungsbewegung nach vietnamesischem Vorbild.

Diese Linie hatte zwar das Verdienst, die faktisch bestehenden Abhängigkeiten und untragbaren Unterwerfungsmechanismen aufzuzeigen. Gleichzeitig jedoch wurde so den Befreiungsbewegungen jede Chance zu einer Kritik gegenüber dem zynischen Machtspiel entzogen, das die UdSSR mit den Dritte-Welt-Ländern ihrer Einflussphäre trieb, wurde das Scheitern der Modelle, die ihnen von der Sowjetunion aufgezwungen worden waren, verschleiert. So wie der Kreml autoritäre und repressive Regimes in seinem eigenen Bereich unterstützte, so kam es auch innerhalb der Linken im Namen des Antiamerikanismus zu einer Legitimierung korrupter und unmenschlicher Bourgeoisien, von fanatischen und diktatorischen Staatsgebilden, die mit dem Hinweis auf den Stellenwert »anderer Kulturen« und den kulturellen Relativismus gerechtfertigt wurden. Die Begeisterung, mit der ein Teil der Linken die Revolution im Iran 1979 aufnahm, gehört noch in diesen Rahmen.

ENTWICKLUNG UND UNTERENTWICKLUNG

Bis zur zweiten Hälfte der 60er Jahre ignorierte die herrschende Wirtschaftswissenschaft den Begriff der »Dritten Welt«. Es wurde allenfalls das Problem der »Rückständigkeit« in der wirtschaftlichen Erschließung zur Kenntnis genommen. Die vorherrschende Auffassung bestand in der tröstlichen Vorstellung eines linearen Wachstums mit mehr oder weniger fortgeschrittenen bzw. rückständigen Ländern. Dieses Modell war von dem us-amerikanischen Wirtschaftswissenschaftler Walt Whitman Rostow aufgebracht worden, der unter anderem auch das Weiße Haus in Sachen Vietnam beriet. Im Laufe des Jahrzehntes zeichneten sich jedoch die Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung des internationalen ökonomischen Systems unmissverständlich ab, und es wurde deutlich, dass sich ein wirtschaftlicher Aufschwung in Asien, Afrika und Lateinamerika bei vielen Ländern nicht einstellen wollte. So entwickelte sich innerhalb und außer-

halb marxistischer Ansätze eine kritische geistige Strömung, die den Fortschrittsglauben ernsthaft in Frage stellte. Bahnbrechende Studien hierzu kamen von verschiedenen maßgeblichen Autoren, darunter Gunnar Myrdal, der Geograph Yves Lacoste, René Dumont und Bernard Rosier, die Marxisten Baran, Sweezy und Magdoff aus der New Yorker Gruppe um die Zeitschrift *Monthly Review*, sowie der orthodoxe Marxist Hosea Jaffe.

Doch was ist unter »Dritter Welt« zu verstehen? Handelt es sich um kapitalistische Systeme, um Vorformen des Kapitalismus oder um eine Überlagerung beider Aspekte? Inwieweit ist ihre Situation durch die Weltwirtschaft beeinflusst, und warum lassen sich keine Anzeichen einer Anhebung des Lebensstandards erkennen? Aus welchem Grund erweist sich die Modernisierung in den betreffenden Ländern oft als unheilvoller Wegbereiter neuer Miseren? Dies waren die theoretischen Fragestellungen, die von Kritikern der Weltwirtschaft formuliert worden waren. Die Bewegungen der zweiten Hälfte der 60er Jahre machten sich diese Fragestellungen zu eigen und betrachteten sie als Schlüsselprobleme, als einen Auftakt, um das tabuisierte Wesen der Weltwirtschaft und die immanente Gewalt der internationalen Kräfteverhältnisse aufzuzeigen.

Einer der ersten theoretischen Versuche, die strukturellen Ursachen der Unterentwicklung im kapitalistischen System selbst zu suchen, geht auf den Wirtschaftswissenschaftler André Gunder Franck zurück, der von seinen Studien über Lateinamerika ausgehend, in den 60er Jahren eine »Dependenztheorie« erarbeitete. Zentraler Aspekt dieser Theorie ist die Abhängigkeit der »Peripherie« von dem kapitalistischen »Zentrum«.

Eine gegenseitige Abhängigkeit, wenn man bedenkt, dass die Unterentwicklung der Peripherie nur allzu gut zur Fortentwicklung im »Zentrum« passt; zwei Seiten derselben Dynamik, die den kapitalistischen Prozess in Gang halten. Im Umkreis dieser Entwicklungstheorie entstanden gegen Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre zahlreiche kritische Studien über die Ungleichzeitigkeiten, Gefälle und Widersprüche der Weltwirtschaft, über das System der internationalen Preisentwicklung und Handelsbeziehungen, über Waren- und Kapitalfluss (Samir Amin),

über das System der multinationalen Konzerne (Stephen Hymer), über den Betrug mit den Entwicklungshilfen (Teresa Hayter) sowie über die Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie (Giovanni Arrighi). Die Bewussterwerden des strukturellen Zusammenhanges zwischen der Opulenz in den Ländern des fortgeschrittenen Kapitalismus und der Misere in der »Peripherie« stellte die internationale Solidarität mit den Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt auf eine solidere Basis.

Aus der Einschätzung, dass sich Unterentwicklung in der Dritten Welt genau aus der Eingliederung in die kapitalistische Weltwirtschaft erklären lasse und nicht etwa aus mangelnder kapitalistischer Erschließung, leitete sich die Idee einer »eigenständigen« Entwicklung der ärmsten Länder ab (Samir Amin). Doch wurde den betreffenden Ländern durch die internationalen Kräfteverhältnisse praktisch keinerlei Chance dazu eingeräumt, die Option, sich vom Weltmarkt zumindest teilweise abzuschotten, in die Praxis umzusetzen.

DIALEKTIK DER BEFREIUNG

Dialectics of Liberation (Die Dialektiken der Befreiung) ist der Titel eines denkwürdigen Meetings, das vom 15.– 30. Juli 1967 in London stattfand. Die Einzigartigkeit dieses Ereignisses, an dem sehr viele Menschen teilnahmen, bestand darin, dass es eine Art Schnittstelle zwischen verschiedenen kritischen Kulturen darstellte, die sich stark differenzierten und entschieden heterogen waren. Doch gab es in dieser besonderen Zeitspanne der 60er Jahre einen gemeinsamen Nenner für all diese Schattierungen, und das war genau die Thematik der Befreiung. An der Tagung nahm Herbert Marcuse teil, der seine Kritik an der eindimensionalen Gesellschaft und der repressiven Toleranz vortrug, Paul Sweezy, der Analytiker des Monopolkapitalismus, der Leader der Black Power Bewegung, Stokeley Carmichael, die Londoner Vertreter der Antipsychiatrie, Ronald Laing und David Cooper, die den pathogenen Charakter der bestehenden Beziehung in Familie und Gesellschaft nachgewiesen hatten. Des weiteren der

Dichter Allen Ginsberg, der Anthropologe Gregory Bateson und der Dialektiker Lucien Goldmann. So entfaltete sich ein anspruchsvoller und einzigartiger Versuch, verschiedene kritische Kulturen zusammenzubringen, die zwar nicht dieselbe Sprache hatten, aber doch zumindest in einem Punkte konvergierten. Denn alle denunzierten den 'liberalen' Kapitalismus als ein (in unterschwelliger und verschleierte Weise) 'repressives und totalitäres System; eine weitere Übereinstimmung bestand in der Kritik an dem nicht weniger autoritären System in der Sowjetunion. »Alle Menschen liegen in Ketten« – so hieß es in der programmatischen Erklärung der Tagung. Auch wenn die Formen der Versklavung, die den Menschen fesseln, verschieden sind und sich nicht unbedingt in offener Unterdrückung, Armut und Hunger äußern. Auch die Wohlstandsbürger im Westen unterliegen einer Form der Versklavung und Entfremdung, in ihrer Abhängigkeit von Besitz und überflüssigen Waren, von sozialem Status und Macht.

Der Pluralität der Unterdrückungsformen, die sich jedoch gegenseitig aufrechterhalten und eine Art »System« bilden, kann nur durch eine potente Konvergenz einer ebenso artikulierten Pluralität der »Dialektiken der Befreiung« begegnet werden. Die verschiedenen, in die 68er Bewegung einfließenden Kulturen finden genau in diesem Punkt ihre gemeinsame Identität: in dem Bewusstsein, dass eine politische, eine kollektive Befreiung nicht bewerkstelligt werden kann, ohne dass die Individuen sich von allen Formen der Unterwerfung, der Unfreiheit lösen, die um so tückischer sind, als sie von den Individuen selbst verinnerlicht werden.

ANTIPSYCHIATRIE

Bevor sie zu einem kulturellen Pol für die 68er Bewegung wurde, war die Antipsychiatrie eine geistige Strömung, die sich in den 60er Jahren aus der Kritik an Psychoanalyse und Schulpsychiatrie entwickelt hatte. Der kulturelle Hintergrund lag in dem Rückgriff auf mehr oder minder weit in der Vergangenheit zurücklie-

gende Autoren und Strömungen, die von der offiziellen Psychiatrie in die Vergessenheit gedrängt worden waren: an erster Stelle die existenzialistischen und phänomenologischen Analysen von Minkowski und Binswanger, die sich ihrerseits aus einigen der wichtigsten philosophischen Richtungen des 20. Jahrhunderts entwickelt hatten: die Phänomenologie von Husserl, der Existenzialismus von Jaspers, die Daseinsanalyse von Martin Heidegger mit seinem ersten philosophischen Meisterwerk *Sein und Zeit*. Die Antipsychiatrie war von Anfang an eine differenzierte Bewegung, die sich als internationales Archipel mit unterschiedlichen Ansätzen und Ideen darstellte. In Großbritannien waren die bekanntesten Vertreter Ronald Laing (der Autor des Titels *Das gesplaltene Ich*) und David Cooper (dem ein weiterer Bestseller zu verdanken ist, *Der Tod der Familie*); in den Vereinigten Staaten war es Thomas Szasz; in Italien dagegen findet die Kritik an den psychiatrischen Institutionen ihre bedeutungsvollste Stimme in Franco Basaglia, der ein Buch herausgegeben hatte, das 1968 großen Erfolg hatte: *Die Negation der Institution – Bericht aus einem psychiatrischen Krankenhaus*.

Die verschiedenen Tendenzen der Antipsychiatrie verurteilen zunächst die gängigen Behandlungsmethoden, denen die Patienten ausgesetzt waren, um zu einer radikalen Kritik an dem Begriff von Geisteskrankheit selbst zu gelangen. Es ist oft geschrieben worden, dass die Antipsychiatrie die Existenz von Geisteskrankheiten an sich abgestritten habe, doch handelt es sich hierbei um völlig haltlose Behauptungen. Der Zustand der Geisteskrankheit, oder besser gesagt, der Zustand des individuellen Unbehagens und psychischer Leidensdruck sind als solche nie in Frage gestellt worden, so wie es kein Thema war, dass es Verhaltensweisen gibt, die nach üblichen Maßstäben beurteilt, als irrational, unverständlich bzw. sinnlos und demnach auch leicht als »wahnsinnig« erscheinen. Was jedoch vollkommen umgestülpt wird, ist der Standpunkt des Psychiaters und wie er mit dem Leidensdruck seines Patienten umgeht.

Grundlegend ist hierbei die Ablehnung einer Zwangstherapie und der Segregation in geschlossenen Anstalten, die keine therapeutische Funktion hat, sondern nur dazu dient, der Gesellschaft

den Anblick dieser Menschen zu ersparen, in denen sich ein Unbehagen katalysiert oder zum Ausbruch kommt, dessen Wurzeln viel weiter reichen. Sodann ist es in der Antipsychiatrie von fundamentaler Bedeutung, das psychische Leiden nicht auszugrenzen, sondern zu interpretieren: es ist als eine Reaktion auf widersprüchliche Anforderungen und Einflüsse zu sehen, denen das Individuum im Umfeld sozialer Beziehungen, vorab in der Familie, ausgesetzt ist. Der Abweichende ist nur das schwächste Glied, auf dem sich die Spannungen entladen, die aus einer weiter reichenden pathogenen Situation stammen. Krank ist nicht das leidende Individuum, sondern die Umstände, die seinen »Krankheitszustand« hervorrufen.

Von diesen Grundüberlegungen ausgehend, entfaltete Franco Basaglia sein berühmtes Experiment an der psychiatrischen Klinik in Gorizia, eine Erfahrung, die in Italien eine außerordentliche politische und kulturelle Resonanz fand: offene Türen, Entfernung von Gittern und Netzen, Abschaffung der Zwangsjacken und gemeinsame Verwaltung der Anstalt. Aus dieser Erfahrung erwuchs eine Welle des Protestes gegen die zweckentfremdet sadistische Institution des Irrenhauses, die schließlich nach langen Kämpfen – in Italien wie anderswo – zur Schließung dieser Anstalten führte. Nun begann eine schwierige Suche nach neuen Strukturen, in denen der psychisch Leidende eine Therapie erhalten bzw. Hilfe und Pflege finden kann.

Sofort knüpften sich zwischen Basaglias Experiment und der Studentenbewegung Beziehungen an, die jedoch nicht von Missverständnissen und Widersprüchen frei waren. Wie hätte es auch anders sein können, wo die Antipsychiatrie zugegebenermaßen diese Widersprüche in sich selbst trug und sich dessen auch voll bewusst war. »Unsere Situation«, so liest es sich in dem Vorwort zur zweiten Ausgabe der »Negation der Institution«, »kann nicht widerspruchsfrei sein: die Institution wird negiert und verwaltet, die Krankheit wird ausgeklammert und behandelt, der therapeutische Akt abgelehnt und umgesetzt.«

KRITIK DER FAMILIE

Die bürgerliche Familie wird durch die Studentenbewegung einer ätzenden Kritik unterzogen: sie unterdrückt, passt die Persönlichkeit an autoritäre Befehlsstrukturen an, erzieht zur Heuchelei und erzeugt Ängste. Diese Analyse, die sich durch Diskussionen in den an der Uni entstehenden Komitees bildet, orientiert sich einerseits an den soziologischen Studien der Frankfurter Schule (Horkheimer, Adorno und das große kollektive Werk *Studien über Autorität und Familie* 1936); auf der anderen Seite fließen die Erkenntnisse der Antipsychiatrie in ihr Selbstverständnis ein. Richtungsweisend sind Cooper, Laing und Esterson, die Anfang der 60er Jahre im Zusammenhang mit der Schizophrenieforschung die pathologischen Beziehungen in der Bindung zwischen den Familienmitgliedern bloßlegten der herrliche Film *Family Life* von Ken Loach sollte diese außerordentliche und befreiende kulturelle Erfahrung allen zugänglich machen.

In den Analysen von David Cooper, der 1971 zu diesem Thema ein Buch veröffentlicht, das sehr erfolgreich ist: *Der Tod der Familie*, wird die Familie an erster Stelle als ein Instrument gesehen, das in allen auf Ausbeutung beruhenden Gesellschaften der ideologischen Konditionierung dient. Tiefer gesehen ist die Familie eine Art gesellschaftliches Paradigma, deren geliebte oder verhaßte Schlüsselfiguren, der »Vater«, die »Mutter«, als strukturierendes Element in den verschiedensten Typen gesellschaftlicher Institutionen wieder auftauchen: Kirche, Betrieb, Schule, Partei usw. So ist die Familie eine Situation, die unsere gesamte soziale Erfahrung vorstrukturiert und sie zugleich in einer Reihe von Tabus und falschen Sicherheiten einkapselt, wobei die Seiten des Individuums, die am stärksten und intensivsten seine Vitalität ausmachen, amputiert werden. Der Tod des Zweifels und der Tod des Körpers, schreibt Cooper, seien in den Herdenbedürfnissen, die innerhalb der Familie erzeugt werden, begründet. In dieser Perspektive ist die Familie der Ort, wo Entfremdung ursprünglich erzeugt wird als »passive Unterwerfung unter die Invasion der anderen«, welche ihrerseits in den Subjekten

»paranoide« Reaktionen hervorruft, in denen sich eine Form der Entgegnung auf diese vernichtende Invasion ausdrückt. Die Erziehung innerhalb der Familie leitet das Individuum so durch ihre Rituale und Scheinsicherheiten in Richtung auf eine soziale Unterwerfung, in der alle spontanen und kreativen Erfahrungen aufgegeben, die Möglichkeit einer freien Entwicklung geopfert, Erfindungsgabe, Fantasie und Träume beschnitten werden.

Auch auf Grundlage ähnlicher Überlegungen entstehen im Umfeld der 68er Bewegungen die Initiativen zur antiautoritären Erziehung, von den Kinderläden in West-Berlin bis zu den antiautoritären Kindergärten in Mailand. Hier wird versucht, Sozialisierungsformen zu erarbeiten, die das kreative Potenzial des Kindes nicht beschneiden, die nicht auf die Erziehung braver und disziplinierter Untertanen ausgerichtet sind. Diese Suche ist ihrerseits ebenfalls durch Widersprüche gekennzeichnet: Ideologie, Psychoanalyse, antiautoritäre Anregungen, alles vermischt sich in den Köpfen der jungen Erzieher der 68er Bewegung, die einer Generation angehören, welche mit dieser Aufgabe überfordert ist, da sie noch allzu sehr damit zu kämpfen hat, ihre eigene Identität zu finden.

GLEICHHEIT

Das Thema des Egalitarismus rückte überall in der Welt in den Mittelpunkt der Studentenbewegung, und zwar in einer neuen inhaltlichen Bestimmung, die weit über das Ziel einer rein quantitativen Gleichheit hinausging. Sie wendete sich gegen eine grundlegende Eigenschaft der zeitgenössischen Welt: die Hierarchie der Rollen, die zu einer rigiden Arbeitsteilung führt, die sich auf allen Ebenen gesellschaftlicher Interaktion, in Ausbildung und Familie niederschlägt und allseitig anzufechten ist. Hierarchische Strukturen wurden schlicht auf der Grundlage der gleichen Rechte des Menschen beanstandet, die nicht durch Kräfteverhältnisse zwischen Personen und Klassen beschnitten werden durften. Hierarchie galt als das Wesen schlechthin aller Ungleichheit, doch zugleich auch als das Ergebnis eines Prozes-

ses, der sie hervorbrachte: ein Prozess, der im Bereich der Arbeit, der Schule und in gesellschaftlichen Interaktionen allgemein Differenzen und Unterwerfung reproduziert. Daher lehnten sich die 68er Bewegungen nicht nur gegen Ungleichheiten als solche auf, sondern auch gegen die Wurzeln ihrer Entstehung. So beinhaltete der Egalitarismus, der sich als Anerkennung gemeinsamer gesellschaftlicher Bedürfnisse darstellte, bereits an sich jene Zielsetzungen, die über jede direkt auszuhandelnde Errungenschaft hinausreichten. Es handelte sich vielmehr um ideelle Energien, die auf die Konstitution und Identitätsfindung eines kollektiven Subjektes abzielten.

In dieser antihierarchischen Dimension, die auch soziale und politische Rollen der herkömmlichen westlichen Delegations- und Repräsentationsdemokratie nicht verschonte, lag die sprengende Kraft der egalitären Impulse, welche auch jene Gesellschaften erfasste, die den Anspruch auf eine egalitäre Struktur erhoben. In China und – in geringerem Ausmaß – auch in einigen Ostblockländern lehnte sich die egalitäre Bewegung gegen all jene Machtinstanzen auf, die in Staat und Partei um der Behauptung und Reproduktion partikularistischer Vorrechte willen genau jene Gleichheit negierten, die sie dem Anspruch nach anstrebten und aus der sie ihre Legitimität ableiteten. Im Kielwasser dieser Welle findet »die Bombardierung des Hauptquartiers« in der chinesischen Kulturrevolution statt, entsteht der Radikalismus der Volkskommune in Schanghai. Inwieweit diese Bewegungen durch den Machtkampf innerhalb der Führungsspitze mitbeeinflusst waren, ändert wenig an der Substanz ihres Antriebs: das gemeinsame Interesse von Subjekten, die sich in einen Konflikt gegen die Autorität übergeordneter, von der konkreten Realität abgehobener und verselbständigter Machtstrukturen eingelassen haben.

Andernfalls wäre es schwer einzusehen, warum die Roten Garden, die aus einem ganz anderen geschichtlichen und kulturellen Zusammenhang hervorgegangen waren, eine solche Faszination auf die jugendliche Protestbewegung im Westen ausübten. Für diese Bewegungen war der radikale Egalitarismus – mit Ausnahme einiger mehr oder weniger langlebiger Komponenten

– eher ein Kampfinstrument gegen die bestehenden Hierarchien als ein Prinzip der korrekten Verwaltung oder Disziplinierung der Unterschiede.

Eng verknüpft mit dieser Vorstellung des permanenten Konfliktes war auch die egalitäre Bewegung in den Fabriken, in der neue Subjekte auftauchen, die nicht aus der traditionellen Arbeiterbewegung stammen. Dies zeichnet sich besonders in Italien ab, wo der Kampf nicht nur gegen das Verhältnis von Kapital und Arbeit geführt wird, sondern auch die bestehenden Beziehungen innerhalb der Arbeiterschaft, insbesondere die Frage der innergewerkschaftlichen Demokratie aufgreift. Teilungen, die im Interesse einer produktiven Organisation standen, wurden so verworfen und eine autonome Subjektivität gegen betriebliche »Sachzwänge« (oder »Kompatibilitäten«) behauptet (Lohn und Gesundheitswesen als »unabhängige Variablen«). Ungleichheiten in der Entlohnung und Hierarchien innerhalb der Fabrik wurden zum Gegenstand der Kämpfe, die eine weitestgehende direkte Demokratie in den Vertretungsorganen der Arbeiter forderten. So verwandelte sich der Egalitarismus in jenen Jahren von einem Idealbild der zukünftigen Gesellschaft in eine Kampfpraxis, die sich in den Auseinandersetzungen der Gegenwart konkretisierte.

SELEKTION UND LEISTUNGSPRINZIP

Alle Studentenbewegungen stießen sich ausnahmslos an den Auslesemechanismen und Bewertungskriterien der Ausbildungseinrichtungen. Universität und höhere Schulen, die im Zuge der Bildungspolitik in den 60er Jahren enorm ausgebaut worden waren, zeigten mittlerweile offenkundig den Widerspruch, der sich aus der ehemaligen, zur Ausbildung und Auslese einer Führungsschicht notwendigerweise elitären Funktion und dem durch den wirtschaftlichen Fortschritt entstandenen Bedürfnis nach einer breiter angelegten Bildungsarbeit ergab. Doch wurde nicht nur die alte Klassenaufteilung abgelehnt, die breiten Teilen der Bevölkerung den Zugang zur Ausbildung vorenthielt oder ihn zu

einem Privileg weniger Auserwählter machte. Selektionskriterien, die den Anspruch hatten, Führungskräfte auf der Grundlage von durch den ökonomischen Fortschritt bedingten Notwendigkeiten und Sachzwängen auszuwählen, wurden als untragbar verworfen, da sie ein Element der Fremdbeherrschung und der Auslöschung der eigenen Subjektivität beinhalteten. Eine Quantifizierung der Leistungsbewertung, die man als Funktion der gesellschaftlichen Arbeits- und Rollenteilung innerhalb der Betriebsorganisation und als den Gesetzen der kapitalistischen Akkumulation unterworfen betrachtete, wurde radikal abgelehnt, da sie im Gegensatz zu den Bedürfnissen und Zielsetzungen der konkreten Subjekte zu stehen schien. Die Noten für die Leistungen, die das Ausbildungssystem dem Individuum abforderte, wurden als eine Art Belohnung für den Grad der Anpassung an ein Wertesystem gesehen, das von der Bewegung radikal abgelehnt wurde. So wurde dem Ausbildungssystem vorgeworfen, es erfülle seine Funktion, die Klassengesellschaft zu perpetuieren, gleich in zweifacher Hinsicht: einerseits indem es unter dem scheinheiligen Anspruch der Chancengleichheit durch Sprachbarrieren und ähnliche Filter Kinder, Schüler und Studenten mit einem sozial schwächeren familiären Hintergrund benachteilige, und andererseits indem es Inhalte und Werte der Klassengesellschaft vermittele.

Die Ablehnung dieser Bewertungsskala führte zu einem unerbittlichen Kampf gegen alle mit ihr zusammenhängenden Selektionsmechanismen. Auslese und Leistungsprinzip, so hieß es, seien mit ihren pseudo-objektiven Bewertungsmaßstäben für eine enorme Verschwendung menschlicher Ressourcen verantwortlich. Willkürlich werde so unzähligen Individuen der Weg zu einer geistigen Entfaltung versperrt, ihr gesellschaftliches Potenzial beschnitten und auf die Erfordernisse der Produktion zu rechtgebogen.

Der Konkurrenz um einen Posten innerhalb der sozial anerkannten Hierarchie wurde ein kollektiver Entfaltungsprozess entgegengehalten, der über die Inhalte und Instrumente der Bewegung zu einer gemeinsamen Bewusstwerdung und zur »Entlarvung« der Fassaden und Verschleierung der bürgerlichen

gesetzt und den gesamten materiellen und symbolischen Raum in Paris besetzt. Dieses Etwas, das nur schwerlich mit einer neuen Macht hätte gleichgesetzt werden können – dazu war es zu spontan, unvorhersehbar, fluktuierend –, war vielleicht genau mit Fantasie zu umschreiben. Es handelte sich um die Besetzung von einem öffentlichen Freiraum, in dem alles ausprobiert werden konnte, ja sollte. Eine vernichtende Kritik begann Institutionen, Kultur, Lebensgewohnheiten zu erschüttern, und aus der Asche dieser Entmystifizierung konnte Neues in die »Imagination« emporsteigen. Der Slogan von der Machtergreifung durch die Fantasie sprach jenen Zeitraum an, der zwischen dem »Nicht mehr« und dem »Noch nicht« schwebte, ohne dass der Verdacht aufkam, es könne sich dabei um ein zeitlich begrenztes Zwischenspiel gehandelt haben. Die Dimension des »Möglichen« war jedoch materiell in die Szene des Realen eingedrungen und hielt sie in Form von massenhafter Kreativität, sprachlichen Innovationen, Kommunikationsformen und einem im Rausch der Gegenwart gelebten, ständig neu erfundenen, unalltäglichen Alltag besetzt. Diese Szene reichte von dem denkwürdigen Atelier populaire, das an der fcole des Beaux Arts eingerichtet worden war und in dem einen Monat lang Tausende von Menschen mitarbeiteten, bis zur Freien Tribüne des besetzten Odeon. So handelte es sich bei dem Slogan »Fantasie an die Macht« nicht um ein realitätsfernes Regierungsprogramm, sondern um eine Kampflosung, die sich radikal gegen die Ausdrucksformen der Politik selbst, auch innerhalb der oppositionellen Tradition richtete, die zu einem der Hauptangriffspunkte der 68er Bewegung zählten. Insofern war der Appell an die Fantasie weniger ein Aushängeschild des *joli mai*, als eine kritische Strömung und ein Bedürfnis nach kreativer Erneuerung, Aspekte, welche die Protestbewegung in verschiedenen Ländern und mit unterschiedlich einzuschätzenden Ergebnissen erfassten.

ANTIIMPERIALISMUS

Die 1968 entstandenen Bewegungen hatten einen entschiedenen internationalistisch und antiimperialistisch ausgerichteten Charakter, der jedoch nicht mit der herkömmlichen Definition des »proletarischen Internationalismus« der Komintern zusammenfiel. Sie weigerten sich, die Führungsrolle der Sowjetunion für die weltweiten Emanzipationsbestrebungen anzuerkennen, doch war dies nicht der einzige Unterschied. Unzweifelhaft richtete sich der Internationalismus in der 68er Bewegung vorrangig gegen die Vereinigten Staaten, ihre Alliierten und die Interessen der Multinationalen; es trifft ebenfalls zu, dass man sich gern auf Lenin und sein berühmtes Werk *Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus* bezog. Die Nachwuchsgenerationen der späten 60er Jahre hatten eine politische und anthropologische Sensibilität für die »anderen« Kulturen entwickelt, die nicht nur als unterdrückte Massen betrachtet wurden, die es zu befreien galt, sondern auch als Träger kultureller Werte und Erfahrungen erlebt wurden, die dazu notwendig waren, die bürgerlichen Regeln der westlichen Wohlstandsgesellschaft aus den Angeln zu heben. Diese spezifischen Eigenheiten der anderen Kultur nahmen zum einen, wie beispielsweise im Falle von Kuba oder China, die Erscheinung eines »authentischen« Sozialismus an, der dem Modell des bürokratischen, zynischen und autoritären Kommunismus der UdSSR und der Warschauer-Pakt-Staaten entgegengehalten wurde. In anderen Fällen trat die Bewunderung für orientalisch Philosophien und traditionelle Gemeinschaftsformen, die am Rande der kapitalistischen Modernisierung überlebt hatten, in den Mittelpunkt. Auf alle Fälle erwartete man sich von diesen »anderen« Kulturen, dass sie eine Alternative zu den Mythen und Riten, zu der Warenflut der Wohlstandsgesellschaft bieten könnten. Aus diesem Ansatz entwickelte sich dann später die Kritik an dem Fortschrittsglauben und dem Mythos des unbegrenzten Wachstums, die teilweise von den Umweltbewegungen der letzten zwanzig Jahre aufgenommen wurden.

Was an Vietnam so begeisterte, war nicht nur die kompro-

misslose Verteidigung des Rechtes auf Selbstbestimmung und die sozialistische Gesinnung der Vietnamesen, sondern auch das handwerkliche Talent des Bauernkrieges, der mit Fallen aus Lianen und Dornen arbeitete. Jene aus der Armut geborene, erfinderische Kreativität und jenes dichte und solide Netz der gemeinschaftlichen Hilfe und Solidarität, das die Besatzungsmacht allseitig umgab und umgarnte – wobei diese Bauern diese Besatzungsmacht eben nicht nur in Gestalt der feindlichen Soldaten bekämpfte, sondern auch deren Kultur eine andere, menschlichere, letztlich überlegene entgegensetzten. Der politische und kulturelle Widerstand dieser »anderen« lieferte ein formidables Legitimierungsprinzip und einen Hoffnungsschimmer für den Widerstand jener Randgruppen, die ebenfalls als »andere« in den Zitadellen der industrialisierten Welt verfolgt wurden.

Auch aus diesem Grund stand Vietnam 1968 im Mittelpunkt des Internationalismus. Niemals zuvor war ein Krieg auf diese Weise geführt und eine Solidaritätsbewegung, die den ganzen Erdball umfasste, derart mit einem antiimperialistischen Befreiungskampf synchronisiert, waren solch handgreifliche Resultate erzielt worden. Mit gutem Recht betrachteten sich die Protestbewegungen als eine »Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln«.

Und die amerikanische Intervention in Indochina wurde zum Prototyp jeglicher Macht- und Unterdrückungspolitik. Die Greuel des Vietnamkrieges sowie die grausamen Diktaturen, die in Lateinamerika am Leben gehalten wurden, stellten die politische Qualität der Demokratien in der westlichen Nachkriegsgeschichte, ja, ihre zivilen Traditionen selbst in Frage. Das Ausmaß von Gewalt, mit dem die Völker der Dritten Welt unterdrückt wurden, konfrontierte die jungen Generationen im Westen mit der Tatsache, dass die Freiheit, die man ihnen versprochen hatte, überall an Grenzen und Bedingungen stieß, dass die scheinbare Pluralität der Entscheidungsfreiheit ein Betrug, das gute Gewissen der Nachkriegszeit eine Heuchelei war.

In seinen äußersten Erscheinungsformen wurde der Antiimperialismus in den 60er und 70er Jahren zur Dritte-Welt-Ideologie, die davon ausging, dass die unweigerlich mit der kapitalisti-

schen Entwicklung verbundenen Ungerechtigkeiten nur durch eine Volksbefreiungsbewegung in der Dritten Welt behoben werden könnten, während das Proletariat, ehemals revolutionäres Subjekt schlechthin, in den entwickelten Ländern mittlerweile zu einer integrierten Arbeiteraristokratie geworden sei und in einem gewissen Sinne, wenn auch zu einem Mindestanteil, an der Ausbeutung der armen Länder durch die reichen Länder profitiere. So fehle es dem Proletariat der westlichen Industrieländer an dem Erkenntnisinteresse, um den moralischen Skandal, der in den Mitteln zur Durchsetzung westlicher Profite implizit angelegt ist, zu erkennen und sich gegen ihn aufzulehnen.

Nach dieser Einschätzung waren die »Höhepunkte« des Klassenkampfes daher in den ausgebeuteten Ländern der Dritten Welt, von Vietnam bis Lateinamerika. Hier hatten die Völker nichts mehr zu verlieren und griffen zu den Waffen, während es den jungen Revolutionären der Metropolen zufiel, in der Nachhut zu agieren und dem Feind in den Rücken zu fallen als Kommando der »internen Dritten Welt«, an der Seite der Schwarzaneriker und der übrigen Randgruppen der Gesellschaft.

1968 war die Erinnerung an den Unabhängigkeitskrieg in Algerien noch wach. So schienen Che Guevaras Worte über die Schaffung von »zwei, drei, hundert Vietnam« eine unleugbare Realität zu sein. Und die ökonomischen und geopolitischen Interessen des Westens stellten sich als gnadenloser Hemmfaktor für die Emanzipationsbewegungen in der postkolonialen Welt dar. Später sollten die nationalen Befreiungsbewegungen der Dritten Welt, genau durch diese pausenlose Unterdrückung in die Enge getrieben, eine traurige Involution durchmachen, doch noch blieb diese Entwicklung im Schatten, schien die Revolte der armen Länder eine Chance zur Befreiung der gesamten Welt zu bieten. Die Enttäuschung war dann so enorm, dass es keine Klarheit mehr gab und selbst unzweifelhaft gerechtfertigte Kampfziele der damaligen Zeit an Überzeugungskraft verloren.

das Gegenstück zu den Lohnforderungen in der Fabrik betrachtet. Gleichzeitig wurde versucht, auch auf der organisatorischen Ebene diese Analogie zur Betriebssituation zu vollziehen: durch die Schaffung von Instanzen zur »Selbstkontrolle« und »syndikalistischer Gegenmacht«. Auch wissenschaftstheoretische Überlegungen gingen aus diesem Ansatz hervor, der nicht mehr nur die Verflechtung von Wissen und Macht sah. Wissenschaft, so hieß es, ist eine direkte Produktivkraft, die im fixen Kapital, in der Maschinerie gerinnt und Technologien hervorbringt, deren Zweck es letztlich ist, die Ausbeutung zu intensivieren. Und genau dies müsse der Ansatzpunkt der Kritik sein.

Der Begriff der Proletarisierung ist eng mit einem anderen verwandt, der damals stark verbreitet war: die »Neuzusammensetzung der Klasse«. Doch »Neuzusammensetzung« kann nur das betreffen, was bereits – zumindest virtuell – homogen gewesen ist. Die Polemik gegen die »Bündnispolitik« war scharf und nachdrücklich: es könne nicht darum gehen, wie es im demokratisch-reformistischen Progressismus angestrebt wird, eine gemeinsame Ebene für Arbeiter, »Mittelschichten« und die verschiedenen »Teile des Volkes« zu finden, Zielsetzung müsse vielmehr die Konstitution der Arbeiterklasse als politische Kategorie sein, um jene Aufsplitterung zu bekämpfen, die sich zwangsläufig aus dem Warencharakter der Arbeitskraft ergibt.

GESELLSCHAFTLICHE ROLLE DER STUDENTEN

Die Frage nach dem Sinn des Studiums und der mangelnden Chancengleichheit im Ausbildungswesen taucht in verschiedenen Spielarten immer wieder auf, ob es sich um Studenten in den USA oder in Frankreich, um italienische oder deutsche Schüler und Studenten handelt: kollektiv oder individuell zerbricht man sich innerhalb der Bewegung den Kopf darüber, warum nicht allen das Recht zum Studium zugänglich ist und in wessen Interesse diese Selektion steht. Doch bleibt die Bewegung nicht bei

den Fragen stehen, sondern geht zu konkreten Kämpfen über.

Die Antworten auf diese Fragestellung fielen sehr unterschiedlich aus, wobei Rolle und Status des Studenten von Grund auf undefiniert wurden. In einigen Formulierungen avanciert der Student zum revolutionären Subjekt im engeren Sinne, das an die Stelle der Arbeiter und generell der Proletarier treten muss, zumal die traditionelle Arbeiterbewegung Werte des Systems verinnerlicht und irreversible Kompromisse mit ihm eingegangen sei. Hier wurden die Studenten nicht nur als eine, sondern als »die revolutionäre Klasse«, schlechthin begriffen.

Diese Diskussion fand eine Überschneidung mit der Analyse neuer Proletarisierungsprozesse, besonders im Zusammenhang mit der Deklassierung der Intellektuellen und der Entstehung neuer Schichten von Fachkräften. Doch auch hier zeichneten sich Differenzen ab: in den Positionen, die auf vorwiegend orthodoxen marxistischen Analysen basierten, ging man davon aus, dass sich die Studenten ganz einfach an der Seite des bereits existierenden Proletariats (d.h. die Fabrikarbeiter) anzusiedeln hätten, da der Kapitalismus schlicht weitere soziale Schichten, wie die Intellektuellen, die bisher eine partielle, wenn auch vielleicht nur scheinbare Immunität genossen hatten, subsumierte. Denn in den modernen Produktionsprozessen, die im Bereich der Kulturindustrie ablaufen, zeichneten sich genau dieselben Aspekte der Subordination und Enteignung ab, die zuvor als typisch für die Fabrikarbeit galten: Hierarchien, Entfremdung, Teilung und Zerstückelung der Arbeitsprozesse, Mehrwerterzeugung.

Diese Einschätzung wurde jedoch nicht von allen geteilt, zumindest nicht, was eine strikte Gleichsetzung von Studenten und neuem Proletariat betraf. Andere sahen in den Studierenden eher eine Art klassenübergreifender »sozialer Kategorie« als eine Klasse an sich. Bei diesem Ansatz wurde daher zwar vom »antikapitalistischen Kampf« der Studentenbewegung gesprochen, ohne dass jedoch hierbei der Anspruch erhoben wurde, er solle die Arbeiterbewegung ersetzen oder die Revolution auslösen.

Diese klassenanalytischen Erwägungen gingen stets auch mit der Analyse von Schule und Hochschule einher als »Produktionsstätten hochqualifizierter Arbeitskräfte«, wie es damals hieß. So

wurde der Student, wenn auch nicht als Proletarier, so doch als soziale Figur eingeschätzt, die einen Status der Subordination hatte, und zwar in zweifacher Hinsicht: einerseits durch seine zukünftige Stellung in der Arbeitswelt als subalterner Facharbeiter bzw. Techniker oder als Agent und Propagandist zur Verbreitung von sozialem Konsens, andererseits durch seine bereits bestehende Verelendung, so wie sie durch die Mechanismen universitärer Ausbildung hervorgerufen wurde. Denn hier überträgt sich die kapitalistische Arbeitsteilung auf die geistige Produktion durch die Zerstückelung der Wissensgebiete, die aus ihrem Zusammenhang gerissen, in sterile und voneinander getrennte Einheiten gezwungen werden, wobei die Wissensvermittlung ausschließlich von oben und im Wesentlichen durch autoritäre Formeln stattfindet. In der Minderheit befanden sich dagegen Positionen, die sich an eine streng orthodoxe marxistische Einteilung der Klassen hielten und den Studenten nach wie vor als ein Mitglied der Bourgeoisie bzw. des »Kleinbürgertums« betrachteten, dessen antagonistische Rolle nur durch einen Bewusstseinssprung und den Verrat der eigenen Klasse zustande kommen konnte. In diesem Sinne waren Studenten bestenfalls Bündnispartner für das einzig mögliche revolutionäre Subjekt, die Industriearbeiter. So wurden sie im Grunde genommen nur als frustrierte angehende Bourgeois betrachtet, als Opfer eines Systems, dem es nicht mehr gelingen konnte, seine Versprechen in Richtung Sozialstatus und Karriere zu halten.

ARBEITER UND STUDENTEN

Der Schritt von Universität und Schule zur Betriebsarbeit und sozialem Engagement erfolgte mehr oder weniger spontan und konnte fast als eine notwendige Konsequenz betrachtet werden, auch wenn an seinem Zustandekommen viele und widersprüchliche Faktoren mitwirkten. Einerseits wurden sich die Studentenfürher sehr bald klar darüber, dass die Bewegung im Zuge der stereotyp ablaufenden Sequenz von Besetzung–Räumung–Besetzung – und erneute Räumung in eine Sackgasse zu geraten droh-

te. Sie wussten genau, dass sie ihre eigenständige Identität und ihre »Massenbasis« aufrecht erhalten mussten, sahen aber auch, dass sich diese Erfahrung totlaufen könnte. Die Entscheidung, über den studentischen Horizont hinauszugehen, entsprach also auch dem Bedürfnis nach Unterstützung und gesellschaftlichen Bündnissen. Fabriken und Stadtviertel boten sich hierbei als natürliches Terrain an.

Andererseits waren einige theoretische Arbeiten über Ausbildungsproblematik und Universitätsreform hinausgegangen. In den Analysen tendierte man dazu, die Studenten als Teil der Produktion zu betrachten, und das sowohl in der »Proletarisierungsthe« als auch in dem Ansatz, der Studenten als Arbeitskräfte betrachtete, die sich im Qualifizierungsprozess befanden. Daher konnten die Probleme der Universität nicht nur innerhalb ihrer Mauern eine Lösung finden. Es handelte sich nicht einfach darum, eine Bündnispolitik zwischen verschiedenen Gesellschaftsgruppen einzuleiten, sondern vor allem um die Arbeit an einer »Neuzusammensetzung der Klasse« auf höherer Ebene. Denn wenn Studenten, Arbeiter, Fachkräfte und wissenschaftliches Personal allesamt produktive Arbeit leisteten, die den kapitalistischen Kontroll- und Enteignungsdynamiken unterlagen und tendenziell denselben Bedingungen unterworfen waren, dann konnte es nur sinnvoll sein, diese Gemeinsamkeit in einer einzigen Theorie und Praxis zu konkretisieren, um die Einheit des bisher künstlich geteilten Proletariats wieder herzustellen.

Wer die Studenten theoretisch oder faktisch als eine revolutionäre Kraft ansah, tendierte unweigerlich dazu, diese Rolle auch in der Gesamtgesellschaft auszudrücken. Nach dieser Auffassung erschienen die Studenten als radikalste Avantgarde mit dem stärksten Bewusstsein, und ihre historische Aufgabe bestand darin, diese zündenden Ideen auch in anderen Bereichen zu verbreiten.

DIE SEXUELLE REVOLUTION

Die Forderung nach sexueller Befreiung war keineswegs eine Neuerfindung der Studentenbewegungen der 60er Jahre, im in-

dustrialisierten Westen kann diese Tendenz auf einen langjährigen Prozess zurückblicken, der schon zu Beginn des Jahrhunderts, wenn nicht noch früher einsetzte und mit anderen grundlegenden Transformationsprozessen verknüpft war: Industrialisierung, Frauenarbeit, Verstädterung, der Verlust der Großfamilie und die Entstehung der Kleinfamilie. All diese Phänomene wurden in der Nachkriegszeit stark und beschleunigt vorangetrieben. Diese Tendenz zu grundlegendem Strukturwandel ging mit einem neuen Alltagsverhalten einher, das sich lange vor 1968 durchsetzte: eine freiere Einstellung zur Sexualität gehörte bereits zur Theorie und Praxis des französischen Existenzialismus, in Britannien schlug die Antipsychoiatrie einen ähnlichen Kurs ein – so ist z.B. das von Laing und Cooper verfasste Buch *Vernunft und Gewalt* Sartre gewidmet –, ganz zu schweigen von den neuen Verhaltensmustern, die sich in den 60er Jahren in London und in den USA durchsetzten und einen radikalen Bruch mit der Sexualmoral der Vergangenheit bedeuteten: es war beispielsweise kein Zufall, dass Elvis Presley für die Art und Weise, wie er seine Lieder sang, den Spitznamen »Elvis the Pelvis« erhielt.

War die sexuelle Befreiung ein Prozess, der in Tragweite und Zeitdauer weit über die 68er Bewegung hinausreichte, so erhielt sie doch durch diese Bewegungen eine inhaltlich neue Bestimmung als »politische Handlung«. Die theoretischen Grundlagen dazu schöpften aus zweierlei Quellen: zum einen flossen die in den 20er und 30er Jahren entstandenen Analysen und Forschungen des österreichischen Psychoanalytikers Wilhelm Reich und sein Versuch, die kommunistische Bewegung in Deutschland durch die Sexpol-Bewegung aufzulockern, mit in diese Linie ein. Zum anderen war die antiautoritäre Linie durch den Einfluss der Frankfurter Schule ausschlaggebend, der exemplarisch in Marcuses Werk *Eros und Gesellschaft* zum Ausdruck kam, denn hier wurde sexuelle Repression mit der Entstehung der autoritären Persönlichkeit in Verbindung gebracht, die in ihrer Kritiklosigkeit ideale Mitläufer für faschistische Systeme und jede gewaltsame Form der Herrschaft liefern konnte.

Für die 68er Bewegungen im Westen war die sexuelle Befreiung ein entscheidender, nicht verzichtbarer Bestandteil der neu-

en politischen Freiheit, die es zu erobern und aufzubauen galt. Andernfalls wäre ein Begriff wie »Kampf für sexuelle Befreiung« unverständlich. In diesem Sinne sollte das volle und uneingeschränkte Recht auf sexuelle Freiheit auch auf alle Subjekte ausgedehnt werden, die institutionellen Zwängen unterworfen waren, wie beispielsweise Kinder (daher auch die Erfahrung der antiautoritären Kinderläden, die in der BRD besonders intensiv war), aber auch Geistesranke (ein Aspekt des Kampfes gegen die Institution der geschlossenen Anstalten und ihre Regeln). So wurde sexuelle Freiheit als eine ausschlaggebende Komponente des nicht »entfremdeten« Subjektes verstanden, als eine Eigenschaft des »neuen Menschen«, die von der traditionellen Arbeiterbewegung in ihrer Mehrheit vernachlässigt oder links liegen gelassen worden war. Für das Selbstverständnis der 68er Bewegung ging es hierbei dagegen um ein entscheidendes Feld der Auseinandersetzung mit den herrschenden Normen und Tabus, wurde der Bruch mit der »Gesellschaft« und dem »System« in die Öffentlichkeit und auf die Ebene der privaten Beziehungen getragen, deren politische Valenz es zu entlarven und provokatorisch auszuleben galt. Die neue Einstellung zur Sexualität, so wie sie von der 68er Bewegung erlebt wurde, war durchaus als eine öffentliche Frage zu verstehen und beruhte auf Begriffen wie »Natürlichkeit« im Gegensatz zu Heuchelei, Verklemmung und Verbogenheit durch die entmenslichenden Bedingungen der produktiven Gesellschaft, es wurde von »unbeschnittener« Kommunikation unter Personen gesprochen, von Sexualität als Mittel zur kollektiven Identität. Die Massenmedien allerdings reduzierten den Aspekt der sexuellen Befreiung auf ihren sensationellen Effekt und stellten den Sinn des Phänomens vollkommen auf den Kopf, indem sie aus der Zentralität der sexuellen Freiheit innerhalb der Jugend schlossen, ihr politischer Anspruch sei nichts als ein Vorwand: doch war eigentlich genau das Gegenteil der Fall.

Herrschaft befähigen sollte. Trotz vieler ideologischer Vereinfachungen und mancher Ungenauigkeit waren die Universitäten in jenen Jahren Schauplatz fieberhafter geistiger Arbeit und intellektueller Aufarbeitung, Jahre, in denen gelesen, gelernt und diskutiert wurde, in denen Talenten und Fähigkeiten vorgegriffen wurden, die sich erst später in ihrer vollen, unter anderem auch produktiven Kapazität offenbaren sollten.

PROLETARISIERUNG

Unter Proletarisierung wurde die progressive Assimilierung der Berufe im technischen, tertiären und Forschungsbereich an die Bedingungen der Arbeiter verstanden. Die Theorie von der Proletarisierung schlug eine objektive Brücke zwischen den Kämpfen der Studenten, insbesondere im Bereich der Naturwissenschaften, und den Kämpfen in der Fabrik. Es ging also nicht mehr darum, die eigene Herkunftsklasse zu »verraten«, sondern vielmehr um die Kenntnisaufnahme einer faktischen und irreversiblen Deklassierung, die durch die Weiterentwicklung des kapitalistischen Systems selbst hervorgerufen worden war. Man erwartete sich, dass diese Entwicklung – selbst wenn man davon ausgehen wollte, dass es sich vorerst lediglich um eine Tendenz handelte – durch die Kämpfe an den Universitäten beschleunigt werde, da in dem Konfliktverhalten eine noch implizite und partielle, aber objektiv vorhandene Identität vorweggenommen werde.

Die Diskussion über die Proletarisierung beinhaltete einerseits praktische Konsequenzen, da sie strategische Fragen in Bezug auf die Beziehungen zum Kampf in den Betrieben entschied. Andererseits ließ sich der doktrinaire Charakter dieser Auseinandersetzungen nicht übersehen, wobei viele der von Marx entwickelten Kategorien herangezogen und mit mehr oder weniger ausgeprägtem Rückgriff auf künstlerische Freiheit neu bestimmt wurden. An erster Stelle musste der Begriff der produktiven Ar-

beit erhalten. Unter der Prämisse, dass bei Marx nur die Arbeit als produktiv zu betrachten ist, aus welcher der Kapitalist einen Mehrwert ziehen kann, stellte sich die Frage, ob man die Tätigkeit eines Chemikers oder Landvermessers als produktiv betrachten könne. Die »Antiautoritären« waren der Ansicht, dass der aus den Universitäten hervorgehende, wissenschaftliche Mittelbau zwar entfremdete, aber keine produktive Arbeit leiste, da es sich bei den betreffenden Berufsgruppen lediglich um untergeordnete Glieder in der Hierarchie, um kontrollierte Kontrolleure handele. Die Verfechter der »Proletarisierung«-These dagegen meinten, dass die Arbeit der wissenschaftlichen Fachkräfte nichts mit Führung, Planung oder Kontrolle zu tun habe, sondern in die direkte industrielle Produktion integriert und somit an der Schaffung von Mehrwert beteiligt sei.

Doch über die Bestimmung ökonomischer Kategorien hinaus handelte es sich um die Kenntnisaufnahme der grundlegenden Analogien in Arbeitsbedingungen und Arbeitsverhältnis der Lohnabhängigen, egal ob es sich um Fabrikarbeiter, Fachkräfte, wissenschaftliches Personal im Labor oder Büroangestellte handelte.

Lohnabhängigkeit, Mehrwertproduktion, aber auch ganz konkrete Aspekte der Arbeit wie Taylorisierung, Anonymität, Austauschbarkeit und Monotonie galten als Zeichen für die Gleichschaltung der lohnabhängigen Arbeit insgesamt. Außerdem ging man bei diesen Analysen davon aus, dass die »zusammengesetzte« und »komplizierte« Arbeit des Intellektuellen, um es weiterhin in marxistischen Kategorien auszudrücken, ohne weiteres als ein Vielfaches der »einfachen« Arbeit an der Montagekette betrachtet werden könne: ein Vielfaches, das sich schlicht auf der Grundlage der universellen Maßeinheit der abstrakten Arbeitszeit kalkulieren lasse.

Auf der praktischen Ebene wirkte sich die Proletarisierungsthese dahingehend aus, dass an Schulen und Fakultäten inhaltliche Schwerpunkte gesetzt wurden, die den Kampf der Schüler und Studenten explizit mit dem der Arbeiter vereinheitlichen sollten. Die Kosten der Ausbildung (Studiengebühren, Bücher, Unterhalts- und Unterkunftskosten, Stipendien etc.) wurden als

auszeichneten. Die *Quaderni* waren die erste und auch wichtigste Zeitschrift des so genannten italienischen »Operaismo«. Am stärksten wurden sie von dem Intellektuellen Raniero Panzieri geprägt, der vom militanten Flügel der Sozialisten kam und bis zu seiner politisch begründeten Kündigung Redakteur bei dem Verlag Einaudi war.

Gegen die Befürworter des Neokapitalismus als Träger von Wohlstand und sozialer Befriedung stand die These der *Quaderni Rossi* – wie ein anderer Intellektueller der Gruppe, Mario Tronti, schrieb –, dass die stürmische Entwicklung des Kapitalismus – es waren die Jahre des Wirtschaftswunders – nicht nur die Arbeiterkämpfe auf eine höhere Ebene stellen, sondern gleichzeitig dem Klassenkampf eine neue Qualität verleihen werde: wie die Weigerung, den Gewerkschaftsorganisationen uneingeschränkte Vollmachten zu gewähren; wie die neue Zentralität der Betriebsversammlungen und die Tatsache, dass neben den reinen Lohnforderungen, wie Panzieri damals sagte, der Kampf um die Arbeitermacht in den Vordergrund rückte. Die *Quaderni Rossi* waren also vor allem deswegen »Operaisti«, weil sie auf dem explizit politischen Charakter der Fabrikkämpfe beharrten. Laut Panzieri hatte es keinen Sinn, in den zehnten Stock, wo sich politische Institutionen befinden, zu gehen, wenn man vorher nicht geduldig die anderen neun Stockwerke hochgestiegen ist, wenn man nicht die gesellschaftlichen Machtverhältnisse an ihrer Basis, in der Fabrik angegriffen hat. Eine wesentliche Waffe in diesem Konflikt ist – laut Panzieri – die »kapitalistische Handhabung der Maschinen«, d.h. die technologische Erneuerung der Produktionsprozesse verläuft nicht neutral, sondern ist ein Instrument zur ständigen Absicherung und Umstrukturierung der kapitalistischen Macht und damit letztlich dazu bestimmt, den Arbeiterwiderstand zu schwächen und zu zersetzen.

Kapital als *Planung* heißt ein anderes Thema, mit dem Panzieri sich von der orthodoxen marxistischen Anschauung entfernt, indem er die traditionelle Auffassung von der Anarchie des Marktes auf den Kopf stellt. Mit dem Übergang zum Monopolkapitalismus und zum Wohlstandsstaat verwaltet und plant das Kapital erstmalig die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit – ein Pro-

zess, der die Kluft zwischen dem Fabrikleben und dem Rest der Gesellschaft gewissermaßen überbrückt.

Einige der Hypothesen der *Quaderni Rossi* sehen sich in den Veränderungen, die Anfang der 70er Jahre stattfinden, bestätigt: die erneuten Arbeiterkämpfe, die Zusammenstöße auf der Piazza Statuto in Turin im Juli 1962.

1964 spaltet sich eine Gruppe, wozu Mario Tronti, Alberto Asor Rosa, Toni Negri gehören, von den *Quaderni Rossi* ab und ruft die Zeitung *Classe operaia* ins Leben. Darin radikalisieren sich die Theorien des Operaismo, es stellt sich direkter das Problem, eine Organisation aufzubauen, der Leninismus wird wieder entdeckt – Trontis berühmter Artikel von 1964 trägt den Titel *Lenin in England*, sein bekanntestes Buch heißt *Operai e capitale*. Typisch für die Phase ist der Nachdruck, mit dem die Autonomie der Arbeiterklasse betont wird: es sind die Klassenbewegungen, die Entwicklungen und Veränderungen im Kapital vorantreiben und nicht umgekehrt. Aus diesem theoretischen Ansatz geht zwischen 1966 und 1968 eine Reihe lokal organisierter Arbeiterbasisgruppen hervor, wie *Potere operaio* im Veneto, in der Emilia und in Pisa, sowie die Gruppe um die Zeitschrift *Classe e stato* in Rom. Aber inzwischen haben sich innerhalb der vielschichtigen Theorie des Operaismo tief gehende Spaltungen aufgetan: während die Gruppe um Asor Rosa, Tronti und Cacciari dazu tendiert, innerhalb der KPI zu agieren, arbeiten Negri und andere daran, politisch autonome Organisationen ins Leben zu rufen. Ein letzter Versuch, eine gemeinsame Theorie von ganz anderem Profil zu erarbeiten, ist die Zeitschrift *Contropiano*, die sich 1967 in der Planung befindet und 1968 erscheint. Aber die gemeinsame Arbeit dauert nicht lange, denn schon nach der zweiten Ausgabe scheidet Negri aus der Redaktion aus. So schlug sich der Operaismo in unterschiedlichen politischen Erfahrungen nieder, die nicht immer miteinander zu vereinbaren waren.

MAOISMUS

In Demonstrationen, Versammlungen und Veranstaltungen der Studentenbewegung war Mao einer der häufiger zitierten Namen, auch wenn die Dreifaltigkeit von »Marx-Mao-Marcuse«, die eine gewisse Zeit lang auf Transparenten und Wandparolen auftauchte, einen leicht surrealen Beigeschmack hatte. Was war es aber, das Studenten und europäische Intellektuelle insgesamt – von Bellocchios Film *La Cina è vicina* bis zu *La Chinoise* von Godard – in dem China des Vorsitzenden Mao so ansprach? Viele und sicher auch widersprüchliche Aspekte spielten hierbei eine Rolle. Für die marxistisch-leninistischen Parteien, die sich vor allem in Italien, Deutschland und in Frankreich bildeten, fungierte der Maoismus als eine Art stark populistischer und integralistischer Mythos, als das Paradebeispiel und »Heiligenbild« einer Alternative zur bürgerlichen Welt, Träger einer ursprünglichen Reinheit, welche die Revolutionäre des Westens durch eine fast religiöse Selbstkritik – eines der Schlüsselwörter der maoistischen Gruppen – und Umerziehung erst wieder erobern mussten. Diese Spielart des Maoismus war mit ihren vielen karikaturesken Aspekten der Traum, den viele Gruppen wie die »Unione dei marxisti leninisti« in Italien träumten, die auch auf ihren Fahnen das Motto »Dem Volke dienen« mit sich herumtrugen.

Eine ganz andere Erscheinungsform nahm dagegen die maoistische Erfahrung der intellektuell fortgeschrittensten Teile der Bewegung an. In Mao wurde vor allem der revolutionäre Führer gesehen, der in einem Land von Bauern versucht hatte, einen Weg zu gehen, der sich substanziell von dem sowjetischen Modell unterschied, das einen hohen Preis verlangte; einen Weg, der das Primat der Schwerindustrie und Zwangskollektivierungen ablehnte. Doch an erster Stelle war es der Mao der Kulturrevolution, der einen so hohen Beliebtheitsgrad in der Bewegung erreichte – Mao als Autor des Slogans: »Das Hauptquartier bombardieren!« –, als Verfechter einer von der Basis kommenden Kritik an den Hierarchien in Partei und Gesellschaft, als unerbittlicher Gegner bürokratischer Erstarrung, der sich konsequent

gegen Privilegien und Vorrechte des vermeintlichen oder wirklich vorhandenen Expertentums wandte. Und genau diese Kritik an der Wertfreiheit des Wissens und die Ablehnung des Spezialistentums war einer der beliebtesten Aspekte des Maoismus bei der Studentenbewegung, da sich hier eine Resonanz zu analogen Überlegungen fand, die im fortgeschrittenen Westen angestellt wurden.

Die antiinstitutionellen Bestrebungen und die Parteikritik, die ja eine Schlüsselrolle in der Kulturrevolution spielten, hatten natürlich auch eine Schattenseite, doch wurde diese von der 68er Bewegung tendenziell verdrängt, denn Massen und Führer ohne Vermittlung über einen Parteiapparat kurzzuschließen bedeutete unweigerlich auch, die Verherrlichung und den Personenkult mit in Kauf zu nehmen. Es wimmelte von Maobildern und man schwenkte das »Rote Buch«, die gesammelten Worte des Vorsitzenden Mao, welche als eine Art Fahne und – nach dem Vorbild der antiken orientalischen Meister – zugleich als der Weisheit letzter Schluss dienten.

Während die Jugend in Europa 1968 Mao und seine neuartige Revolution mit leidenschaftlicher Anteilnahme betrachteten, war die Kulturrevolution der Roten Garden in China bereits auf dem absteigenden Ast. In den nachfolgenden Jahren wurde sie einer scharfen Kritik unterzogen und schließlich sogar verteufelt, bis hin zu dem im neuesten chinesischen Film entworfenen Bild, das Zuschauer in aller Welt erschütterte – im übrigen einer der besten Beiträge, die in den letzten Jahren aus der chinesischen Kultur hervorgegangen sind. Die Klärung der Frage, ob es sich nun letzten Endes dabei um eine Epoche großer freiheitlicher Impulse oder eine dunkle Zeit gegenaufklärerischer Verneblung des Verstandes gehandelt habe, bleibt den Historikern überlassen. Die 68er Bewegung hatte jedenfalls nicht den Abstand, um das Ausmaß der Lage zu erkennen.

FRANKFURTER SCHULE

Unter den verschiedenen geistigen Strömungen, auf die sich die Studentenbewegungen 1968 bezogen, war es zweifellos die so genannte Frankfurter Schule, die ihnen einige ihrer charakteristischsten Ideen lieferte. Im Jahr 1968 selbst lebten und lehrten die führenden Vertreter der Frankfurter Schule noch – Max Horkheimer, Theodor Adorno und Herbert Marcuse. Adorno starb bald darauf, im August 1969. Die Haltung, die diese alten Meister zur 68er Bewegung bezogen, war sehr unterschiedlich und reichte von Horkheimers vorsichtigem Konservatismus bis zum fast jugendlichen Revolutionarismus von Marcuse, doch fiel der lange Weg, den sie gemeinsam bestritten hatten, ins Gewicht.

Denn das Institut für Sozialforschung konnte 1968 bereits auf eine lange Geschichte zurückblicken, die 1924 in Frankfurt begonnen hatte, als die Gründung dank der finanziellen Unterstützung von Felix Weil zustande kommen konnte. Ursprünglich befasste sich das Institut vorrangig mit Forschungen über Marxismus und Arbeiterbewegung. Seit Horkheimer 1930 die Leitung des Instituts angetreten hatte, standen insbesondere gesellschaftsanalytische Studien im Vordergrund. Als drei Jahre danach Hitlers Machtergreifung dieser Arbeit ein jähes Ende setzte, begann eine lange Zeit des Exils, die Horkheimer und seine Mitarbeiter zunächst nach Paris und später in die Vereinigten Staaten verpflanzen sollte, wo das Institut bis Ende der 40er Jahre an der Columbia University in New York eine neue Bleibe fand.

Und genau diese Erfahrung des totalitären Systems war die entscheidende Problematik, auf die sich von den 30er bis in die 50er Jahre hinein die soziologischen und philosophischen Studien der Frankfurter Schule konzentrierten. Die tief gehenden Wurzeln des Autoritarismus und der Unterwerfung unter eine totalitäre Herrschaft wurden in einem großen kollektiven Werk erarbeitet, das 1936 unter dem Titel *Autorität und Familie* herauskam. Unter den Mitarbeitern waren neben Marcuse auch der Psychoanalytiker Erich Fromm, der sich später im Zuge seines Freudianischen »Revisionismus« von den anderen distanzierte,

und der Gelehrte und Experte für orientalischen Despotismus Karl August Wittvogel. 1942 veröffentlichte Franz Neumann, ebenfalls Mitarbeiter des Instituts, unter dem Titel *Behemoth* eine der tiefstgehenden Analysen des nazistischen Deutschlands. Der Name Behemoth geht ursprünglich auf die Bibel zurück und bezieht sich auf eine mythologische Gestalt des Grauens, die später bei Hobbes als Symbol für Chaos und Unordnung stand.

1950 erschien in New York ein monumentales Werk über die *Autoritäre Persönlichkeit*, in dem philosophische Überlegungen von Adorno und wesentlich stärker empirisch ausgerichtete Studien von amerikanischen Forschern gemeinsam die psychologischen Wurzeln einer Persönlichkeit untersuchten, die zu Vorurteil, Autoritarismus und Antisemitismus neigt, wobei die Sozialwissenschaftler auf die von Freud entwickelten Methoden der Psychoanalyse zurückgriffen. Die zentrale philosophische These all dieser Forschungsarbeit findet sich, in ihrer ganzen Radikalität ausgedrückt, in dem Band *Dialektik der Aufklärung*, den Adorno und Horkheimer zweihändig im amerikanischen Exil verfassten. Darin beschäftigten sich die beiden Autoren genau mit der Frage, wie die aufgeklärte Vernunft des Abendlandes die ungeheure Barbarei des Nazismus hatte hervorbringen können. In den 60er Jahren zieht sich Horkheimer in die ruhige Schweiz nach Montagnola zurück, während sich Adorno in Frankfurt in eine Auseinandersetzung mit der Studentenrevolte einlässt, die nicht ohne unerfreuliche Zwischenfälle abgeht. Marcuse dagegen schießt im Namen alter gemeinsamer Ideale aus der Entfernung seines amerikanischen Exils polemische Pfeile auf seine alten Weggenossen. Und so gehört es zu den paradoxen Aspekten der 68er Studentenbewegung, die gerade in Deutschland mit den Texten der Frankfurter Schule aufgewachsen war, dass sie sich genau gegen diese alten Meister, von denen sie gelernt hatte, auflehnte.

ses neue Subjekt, das sich aus Einwanderung, Wirtschaftsaufschwung der 60er Jahre und taylorisierten Fabriken entwickelt, stellt sich dem herkömmlichen europäischen Facharbeiter gegenüber, auf den sich Gewerkschaften und sozialistische Tradition gestützt hatten. Er ist zwar antikapitalistisch eingestellt, doch stolz auf seine Fähigkeit zu produzieren und dazu bereit, im »Interesse der Allgemeinheit« zu handeln. Der Massenarbeiter geht aus einer Umwälzung der Klassenzusammensetzung hervor, als Folge der tayloristischen Umstrukturierungen in der Industrie; zugleich ist er Protagonist der heftigen Fabrikkämpfe in den 60er und 70er Jahren. Ziel dieser mehr oder weniger spontan ausbrechenden Kämpfe ist es, den Produktionszyklus zu sabotieren, wobei systemimmanente Schwachstellen ausgenützt werden, um so weit wie möglich zu vermeiden, dass sich einzelne Arbeiter exponieren oder einem Risiko aussetzen: sie greifen zu wilden Streiks, plötzlichen Arbeitsunterbrechungen, Sabotageakten, direkten, oft heftigen Zusammenstößen mit der Fabrikleitung. Von den dequalifizierten Arbeitern geht später auch der egalitäre Impuls zur Abschaffung der überholten Einteilung in die alten Lohngruppen aus, und sie bestehen unbeugsam – in ständigem Konflikt mit den Gewerkschaftsorganisationen – auf direkte Partizipation, darüber hinaus kurbeln sie verstärkt Gehaltsforderungen an. Gerade dieser Teil der Arbeiterklasse tritt einfacher in Verbindung mit den radikalsten studentischen Gruppen und durchläuft oft neue Politisierungsprozesse, die ihn von der Fabrik wegführen und das Selbstverständnis als Arbeiter in Frage stellen. Aber wenn auch das Phänomen des »unqualifizierten Arbeiters«, des »Operaio-massa«, und seiner konfliktgeladenen Ausdrucksformen zunächst vorwiegend in Italien die ersten Schritte tut, nehmen die unqualifizierten Bandarbeiter von Grenelle auch im französischen Mai einen wichtigen Platz ein, wo sie eher günstige Gewerkschaftsvereinbarungen ablehnen; das Gleiche gilt für die BRD während der wilden Streiks im Herbst 1969.

KRITIK DER BERUFE

»Ich bin zum Prügeln angestellt, also prügele ich.« In einem denkwürdigen Essay von Günter Anders wird ein phantasmagorischer Beamter aus dem Prozess von Kafka zitiert. Er prügele, da er halt zum Prügeln eingestellt worden sei, heißt es hier, eine Aussage die Anders aufgreift, um die Absurdität der Berufe oder vielmehr die zum Beruf erhobene Absurdität aufzuzeigen, die in vielen der eindrucksvollen Figuren in Kafkas Romanen dargestellt wird. Ebenso radikal ist die Einstellung zur Berufsperspektive bei den 68er Bewegungen. Sie entlarvten die vermeintliche Wertfreiheit des Spezialistentums und zeigten auf wie dieses den Interessen der herrschenden Klasse unterworfen und auf blinder Ausführung der von oben erteilten Vorschriften beruht. Erster Ansatzpunkt ist hierbei der Ort, d.h. Schulen und Hochschulen, wo die Disziplin der qualifizierten Arbeit reglementiert und vermittelt wird. Die berufliche Qualifizierung wurde nicht als ein Wissen beurteilt, das auf die Befriedigung gesellschaftlicher Bedürfnisse abzielt, sondern als ein System von Funktionen gesehen, die Klassenstruktur und Diskriminierung des gesellschaftlichen Status quo unkritisch reproduzieren sollen. Von diesen Voraussetzungen ausgehend unternahmen die Studenten innerhalb der einzelnen Fachrichtungen eine systematische Kritik. Die zukünftigen Ingenieure begannen die Rolle zu hinterfragen, die sie innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen und produktiven Strukturen ausüben sollten. Und ähnliche Fragestellungen beschäftigten die angehenden Chemiker, Architekten, Physiker, Rechtsanwälte, Lehrer und Mediziner. Diese Fragen wurden in ausführlichen theoretischen und soziologischen Untersuchungen angegangen, wobei die verschiedensten beruflichen Rollen, ihre Natur und ihre Regeln einer eingehenden Prüfung unterzogen und korporative Interessen, Konkurrenzverhalten, hierarchische Pyramiden und halb feudale Verhältnisse innerhalb bestimmter Berufsgruppen aufs Korn genommen wurden.

Rasch greift diese kritische Bewegung von den Hochschulen auf Kollektive von Berufstätigen über, die nicht nur zum »Verrat«

an ihrer Herkunftsklasse entschlossen sind, sondern auch mit dem Clinch ihrer Berufsgruppe brechen wollen. Wer sich der Reproduktion konsolidierter Regeln verschrieben hat, kann nicht dieselben Interessen und Perspektiven haben wie der fortschrittliche Mensch, der seine Erkenntnisinstrumente in den Dienst der gesellschaftlichen Transformationen stellt und die ihm zugewiesene systemerhaltende Rolle verweigert. So bilden sich Gruppen von Medizinern, Psychiatern, Technikern, Juristen, Städteplanern und demokratischen Justizbeamten, welche die Funktion ihrer Rolle kritisieren und deren vermeintliche »Wertfreiheit« entlarven, die versuchen, eine neue Perspektive zu erarbeiten, welche sich in den Zusammenhang der allgemeinen Kämpfe für eine Transformation der Gesellschaft ansiedelt.

Freilich betraf die Kritik an den Berufsprofilen auch jene »Eindimensionalität«, jene radikale Beschneidung der Persönlichkeit, die den Horizont des Erwerbstätigen beschränkt und ihn auf eine parzellisierte Funktion reduziert. So kam das Wort von den Fachidioten auf, die zwar ein hochqualifiziertes Sachwissen besitzen, in ihrer Beschränktheit und Abgestumpftheit jedoch nicht dazu in der Lage sind, sich sozialen Problematiken verantwortlich zu stellen. Der Fachidiot, der den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht und in seinem gründlichen Detailwissen die Zusammenhänge seines Fachgebietes nicht durchschaut, geschweige denn umfassendere gesellschaftliche Bereiche versteht, war genau die Persönlichkeitsstruktur, die schon den Nazis zugute gekommen war und sich als brauchbarer Handlanger für jede gegenwärtige oder zukünftige Macht erweisen würde, die auf gewaltsamer Unterdrückung beruht.

Dem Ausbildungssystem fiel der Vorwurf zu, eine Art Fließband zur Fabrikation derartiger Individuen zu sein, die auf die fordristische Organisation der Arbeit zugeschnitten sind, welche gerade in jenen Jahren die gesellschaftliche Arbeitsteilung und Parzellisierung der Aufgaben und Wissensgebiete zum Äußersten getrieben hatte.

DIE MYTHEN VON 1968

Die 68er Bewegung war vielleicht das letzte kollektive Phänomen des zwanzigsten Jahrhunderts, das auf allen Plätzen der Welt die eigenen *exempla virtutis* durchgesetzt hat, und zwar in jener alten ethischen und zivilen Bedeutung, die andere Generationsmythen in den folgenden Jahren nicht besitzen sollten.

Tatsächlich überlebt bis zum heutigen Tag hat erstaunlicherweise das stärkste dieser »exempla«, die zur Legende gewordene Figur des Che Guevara; aber Che war nicht der Einzige. Auf den Straßen der halben Welt wurden die Namen von Ho Tschì Minh, Mao Tse-Tung, Fidel Castro, Camillo Torres, Amílcar Cabral und Malcolm X in Sprechchören gerufen, wurden ihre Bilder ostentativ bei Demonstrationen geschwenkt.

Wie bei allen Bewegungen, die einen Bruch mit der Vergangenheit bedeuteten, hatte es auch die 68er Revolte eilig, sich eine Tradition und einen Bezugspunkt in den großen Umsturzbewegungen der Gegenwartsgeschichte zu schaffen, ein Feld, das den Horizont der Revolution – jenseits der inhärenten Differenzen – abgrenzen sollte. Auf der einen Seite herrschte das Vorbild der großen revolutionären Vorbilder, die wie Mao und Ho Tschì Minh die unterdrückten Volksmassen im Kampf gegen die Großmächte angeführt hatten, auf der anderen Seite wurden Mut, Opferbereitschaft und Kompromisslosigkeit an Persönlichkeiten wie Che Guevara, Malcolm X, Cabral und Torres bewundert, aber in beiden Fällen handelte es sich um Kämpferfiguren, denn was an Mao beispielsweise so begeisterte, war sein Eintreten für die Kulturrevolution, nie um stabile Regierungen, selbst wenn sie aus siegreichen Revolutionen hervorgegangen waren – so galt Castros Kuba als vorderster Schützengraben gegen den amerikanischen Imperialismus. Die 68er Bewegung kultivierte viel stärker die Vorstellung einer permanenten Revolution als die eines realisierten Sozialismus, und sei er auch lebenswerter als das generalisierte Elend in den osteuropäischen Ländern. Nichts lag ihr ferner als die Idee von einem »Ende der Geschichte«, und die von ihr erwähnten Symbolfiguren waren genau auf diese perma-

nente Konfliktdimension zugeschnitten. Mit der gleichen Leidenschaft erhob die Bewegung Gelehrte und Politiker der Vergangenheit zu ihren Zeitgenossen und Vorbildern, wobei sie sich zum Großteil wieder die Tradition der Arbeiterbewegung zu eigen machte, sich teilweise aber von ihr distanzierte und vergessene und vereinzelte Ketzerfiguren rehabilitierte.

Bolschewikenführer von Lenin über Trotzky bis Sinowjew, die ermordeten Kader der deutschen Revolution Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die Mitglieder der Pariser Kommune, die katalanischen Anarchisten, die Rätedemokratie, die klassischen Theoretiker des Marxismus, aber auch nichtorthodoxe Marxisten wurden wieder gründlich studiert und kritisch analysiert, doch kam es häufig auch zu Personenkult. Bei Diskussionen warf man sich gegenseitig – nicht immer passende – Zitate an den Kopf, deren Beweiskraft sich aus der Autorität dieser Traditionen ableiten sollte. Es kam zu Kurzschlüssen, und unhaltbare Vergleiche zwischen vergangenen und gegenwärtigen historischen Momenten wurden gezogen, aber auch kritische Reflexionen angeregt, was nicht nur im spezifischen Bereich der politischen Theorie innovative Ergebnisse erzielen sollte.

HERBERT MARCUSE

Die Bedeutung, die Herbert Marcuse zumindest in Europa und in den Vereinigten Staaten für die Kultur der 68er Bewegung hatte, war enorm. Marcuse wurde sowohl in seinem Herkunftsland Deutschland als auch in seiner Wahlheimat USA intensiv gelesen und diskutiert, doch auch in Italien und Frankreich wurden seine Werke umgehend und gierig übersetzt. Seine wichtigsten Werke wie *Eros und Zivilisation*, *Der eindimensionale Mensch* und *Kritik der Toleranz* wurden eine gewisse Zeit lang zu einer Art Aushängeschild für die Studentenbewegung, und jeder trug diese Bücher mit sich herum. Aber auf welche Weise setzten die Studenten die Werké dieses Philosophen um, der einen so ungewöhnlichen Lebensweg gegangen war, zuerst bei Heidegger studiert hatte, dann mit Horkheimer und Adorno zusammenarbei-

tete, aber auf seinem Lehrstuhl an der Universität Kalifornien blieb, als die beiden Begründer der Frankfurter Schule nach Deutschland zurückkehrten? Einen ersten Einblick in die Beziehung zwischen Marcuse und der Studentenbewegung kann die Diskussionsrunde an der FU Berlin geben, die im Juli 1967 von den Studentenkomitees organisiert worden war.

Bei diesem Anlass sprach Marcuse vom »Ende der Utopie«, ein Ausdruck, der jedoch nicht missverstanden werden darf. Mit dem Ende der Utopie ist nicht etwa gemeint, dass man sich zum Realismus bekehren solle, um utopische Vorhaben aufzugeben, im Gegenteil: was bis gestern selbst für den marxistisch orientierten Sozialismus noch als Utopie gelten konnte, Traum oder hochgestellte Hoffnung scheinen konnte, ist mittlerweile, so Marcuse, eine durchaus auf der Hand liegende greifbare Realität geworden, die zumindest in dem Sinne realistisch und realisierbar geworden ist, dass objektive unüberwindbare Hindernisse verschwunden seien. In den Zeiten der Überfluggesellschaft, so Marcuse, ist es durch den Automatisierungsprozess möglich geworden, Armut und Verelendung zu überwinden. Die Abschaffung der entfremdeten Arbeit und damit auch jeglicher Form der vermeidbaren gesellschaftlichen Repression und Triebbesehnung stehe auf der Tagesordnung.

Es gibt nach wie vor Schwierigkeiten wie Marcuse den ungeduldigen Studenten immer wieder zu bedenken gibt, doch liegen sie nicht mehr auf oben erwähntem Gebiet, sondern im Bereich der Subjektivität, die zur zentralen Frage geworden ist: denn die zweite und stärker umstrittene These von Marcuse lautet, dass die großen objektiven Chancen zu einer Befreiung auf das Fehlen subjektiver Kräfte stoßen, die in der Lage sind, diese Möglichkeiten in die Praxis umzusetzen.

Die Arbeiterklasse, die nach marxistischer Anschauung die tragende Kraft einer gesellschaftlichen Transformation sein sollte, ist mittlerweile zumindest in den hochentwickelten Ländern unwiederbringlich in das System integriert. Eine grundlegende Rolle spielen dabei hauptsächlich die Verbreitung der Konsumgüter und die manipulierende Macht der Massenkommunikationsmittel, die zu einem unangreifbaren ideologischen Apparat

DIE NEOMARXISMEN

In ihrem heftigen Bedürfnis nach einer Theorie, die den Gedanken an eine mögliche Revolution erlaubte, stürzte sich die 68er Bewegung gierig auf die gesamte damals verfügbare Spannbreite des marxistischen und neo-marxistischen Gedankengutes, sie legte auch den Grundstein für die Wiederentdeckung der häretischen und vergessenen Aspekte des »historischen« Marxismus.

In der Zeit um 1968 kursierten in der BRD wieder die großen Klassiker – manchmal als Raubdruck – des theoretischen Marxismus aus dem 20. Jahrhundert, und in Frankreich und in Italien wurden sie übersetzt: darunter *Geschichte und Klassenbewusstsein* von Lukács und *Marxismus und Philosophie* von Karl Korsch. Die klassischen Texte der Frankfurter Schule – *Dialektik der Aufklärung*, Horkheimers Schriften aus den 30er Jahren – wurden eifrig gelesen, Texte, die die Autoren – wie Habermas einmal erzählte – in irgendwelchen Kellern im Institut für Sozialforschung verstauben ließen und an deren Neuauflage sie keinerlei Interesse hegten. Man nahm, wenn auch weniger intensiv, gegen den Strom schwimmende Erfahrungen wie die der Rätedemokratie wieder auf und kehrte zu Autoren wie Rosa Luxemburg zurück, befasste sich aber auch mit weit weniger bekannten Persönlichkeiten wie Anton Pannekoek.

Aber neben dieser breit angelegten Wiederaufarbeitung konfrontierte sich die Bewegung mit den Intellektuellen, die in der Nachkriegszeit die Auseinandersetzung mit dem Marxismus eingeleitet und neue Interpretationen aufgebracht hatten. Allen voran Louis Althusser und *Pour Marx*, das Buch, das ihn weltbekannt machte und 1965 in Frankreich erschienen war; 1968 kam das Gemeinschaftswerk *Lire le Capital* heraus, an dem Etienne Balibar, Jacques Rancière und andere Vertreter der Althusser-Schule mitgearbeitet hatten. In Althussters Schriften fanden die Studenten einen ganz neuen Zugang zum Marxismus: Marx als Protagonist einer großen wissenschaftstheoretischen Revolution im Sinne der Philosophie der Wissenschaften eines Gaston Bachelard. Eine Marxexegese, die mit zwei großen Ideologien der

50er und 60er Jahre brach, dem Historismus und dem Humanismus, und ein Marx, der als der Theoretiker »eines Prozesses ohne Subjekt«, d.h. gerade nicht als Vertreter des Historismus, sondern als Analytiker der »Strukturen« in ein neues Licht gestellt wurde. Dank Althusser rückte der Marxismus wieder in den Mittelpunkt des Geschehens und eröffnete den Dialog mit einer ganzen Generation kritischer Köpfe, die damals die französische Szene beherrschten, wie Levi-Strauss, der große Strukturalist, bis hin zu Foucault und Lacan.

In Deutschland wird die Szene neben dem Erbe der weiterhin aktuellen Frankfurter Schule, die innerhalb der Bewegung von einem jungen genialen Intellektuellen, Hans-Jürgen Krahl, wieder aufgenommen wird, auch von dem alten Denker Ernst Bloch bestimmt, dem Autor von *Geist der Utopie*, der 1961 die DDR verlassen hatte, um einem Ruf an die Universität Tübingen zu folgen, und 1968 im Dialog mit Rudi Dutschke stand. Auf dem Gebiet der Gesellschafts- und Wirtschaftsanalyse kommt eine der bedeutendsten Neuigkeiten aus den Vereinigten Staaten: im Jahre 1968 veröffentlichten Paul Baran und Paul Sweezy – die führenden Köpfe der *Monthly Review*, eine der damals meistgelesenen Zeitschriften – ein Buch unter dem Titel *Der Monopolkapitalismus*, der wohl als der wichtigste wirtschaftswissenschaftliche Text jener Jahre gelten kann. In Anbetracht der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen der Vereinigten Staaten bringen Baran und Sweezy die marxistische Wirtschaftsforschung auf den neuesten Stand, wobei sie sich den Angriffen der linientreuen Marxisten aussetzen, führen den Begriff vom »Surplus« ein und rechnen auch mit Großunternehmen, dem Staat, der Konsumgesellschaft und dem Militarismus ab.

OPERAISMUS

Zu den zahlreichen marxistischen und neomarxistischen Strömungen, die den Boden für die Studentenbewegung vorbereiteten, zählte Anfang der 60er Jahre in Italien die Gruppe um die *Quaderni Rossi*, die sich durch ihr höchst anspruchsvolles Niveau

KONSUMGESELLSCHAFT

Die Kritik an der Konsumgesellschaft ist eines der charakteristischen innovativen Elemente, die die 68er Bewegung von allen vorhergehenden und nachfolgenden Massenbewegungen unterscheiden. Denn die Studenten verlangten nicht etwa, an dem Massenkonsum, zu dem sie als Mitglieder der Mittelschicht und des Kleinbürgertums bereits einen gewissen Zugang hatten, stärker beteiligt zu werden, sondern weigerten sich, bei diesen kollektiven Zwangshandlungen mitzumachen, und starteten einen frontalen Angriff auf die herrschenden Konsumgewohnheiten, der in exemplarische Protestaktionen mündete, wie beispielsweise durch Störaktionen während der profanen Rituale der Weihnachtseinkäufe.

Die Kritik an der Konsumgesellschaft hatte freilich auch eine pauperistische und populistische Seite: so wurden die ostentativen Konsumrituale, die dem Großbürgertum vorbehalten waren und primär die Funktion hatten, Statussymbole vorzuzeigen, im Namen der Mittellosen angegriffen, die nicht zu diesem Fest geladen waren – es sei in diesem Zusammenhang an die Mailänder Aktionen bei den Premieren an der Scala erinnert, als das vornehme Opernpublikum mit Tomaten beworfen wurde.

Grundlegend für diese Verweigerung der Konsumgesellschaft war jedoch der kulturelle Hintergrund der 68er Bewegung, vor allem der starke Einfluss der Frankfurter Schule, der das Verdienst einer bahnbrechenden Kritik an der Überflussgesellschaft mit ihrem Massenkonsum zusteht. Das Übel besteht nicht etwa darin – so Horkheimer und Adorno in *Dialektik der Aufklärung* –, dass die Konsumgüter die alte Metaphysik abstumpften; das Übel ist vielmehr darin zu sehen, dass diese Konsumgüter selbst zu einer Art moderner und undurchdringlicher Metaphysik werden, dass sie – um es mit anderen Worten zu sagen – einen dichten Schleier der Ideologie über die wahren Klassen- und Machtverhältnisse innerhalb der Gesellschaft breiten, indem sie die Individuen als Konsumenten gleichschalten und ihnen so das Bewusstsein der reell vorhandenen Differenzen verbergen.

Allerdings hatte die Verweigerung der Konsumgesellschaft in der Studentenbewegung einen gewissen Bumerang-Effekt, da sie einen deutlichen Drang zu alternativen Konsumgewohnheiten und Anti-Moden auslöste, durch die der Outsider der Überflussgesellschaft zum Insider der Bewegung werden konnte.

So zeigte sich die allgegenwärtige Logik des Konsumterrors in der fiktiven Gesellschaft paradoxerweise genau darin, dass die antikonsumistische Revolte, ohne es zu wollen, selbst auch Modediktate und Kultobjekte hervorbrachte wie z.B. den Parka, die Clark-Schuhe, den Renault 4 oder die Enre, die uniformähnliche Kleidung. Dabei wurden verbeulte Autos oder zerfetzte Kleidungsstücke zum symbolischen Ausdruck der eigenen Identität und zu einem fast ebenso fetischistischen Zwang wie die gebügelten und geschniegelten Anzüge der braven Bürger, die sich bei hochgestochenen Modedesignern einkleiden ließen. Die Ironie der Sache war also, dass sich die schwarzseherischen Einschätzungen von dem alles gleichschaltenden System durch die antikonsumistischen Verhaltensweisen quasi selbst besrätigten, da diese nach dem Prinzip der ausgleichenden Ungerechtigkeit statt einer Verweigerung der Konsumzwänge tendenziell andere, ebenfalls leicht fetischistische Zwänge hervorbrachten.

MASSENARBEITER

Mit dem Begriff »operaio-massa« bezeichnete man die Arbeiter »ohne Qualifizierung«, die in den Fabriken beschäftigt waren, welche nach dem Taylorismusprinzip arbeiteten. Gleichzeitig meinte man damit auch die Hauptfiguren neuer Kämpfe, eigener Organisations- und Protestformen. Innerhalb der Arbeiterklasse raucht so der aus traditionellen, ideologischen und organisatorischen Zusammenhängen herausgerissene Fließbandarbeiter auf, der jeglicher beruflichen Qualifikation beraubt der totalen Arbeitszerlegung des Produktionsprozesses unterworfen und aufs Grausamste dem Warencharakter seiner Arbeit ausgesetzt ist. Die-

fig handelt es sich dabei noch um marxistische Dissidenten, oder aber auch um andere antikapitalistische Strömungen, die nach einem neuen Modell der wirtschaftlichen Entwicklung suchen – man denke nur an Lange, Bobrowski, Kalecki. Der Bruch mit dem Stalinismus und die Reflexionen über seine Geschichte münden in verschiedene Ansätze, die Vergangenheit und zunehmend auch Gegenwart des realen Sozialismus kritisch unter die Lupe nehmen und so bald in Konflikt mit der Führungsspitze geraten.

In der DDR entfaltet sich eine breite Opposition linker Intellektueller, darunter die Philosophen Ernst Bloch und Wolfgang Harich, die 1956 eine Konferenz mit dem Thema »Das Problem der Freiheit im Lichte des wissenschaftlichen Sozialismus« organisieren), der Physiker Robert Havemann, der Liedermacher Wolf Biermann, der die Studentenbewegung in der BRD mit seinen Liedern begleitete und viele andere. Alle lehnen sich in mehr oder weniger radikaler Form gegen die Willkür der bürokratischen Apparate und die Unterdrückung der gesellschaftlichen Dialektik auf, wobei sie auf die Instrumente marxistischer Kritik zurückgreifen.

In der Tschechoslowakei, einem Lande, wo die Entstalinisierung nur langsam voranschreitet und die Tumulte des Jahres 1956 keine Resonanz fanden, überstürzen sich die Ereignisse in den fieberhaften Monaten des »Prager Frühlings«, dessen Ambitionen der friedlichen Demokratisierung, der betrieblichen Autonomie und der graduellen Einführung von Elementen der Marktwirtschaft einen Moment lang für den gesamten Ostblock richtungsweisend zu sein scheinen, im Sinne eines gemäßigten und daher durchführbaren Weges.

Im Bereich des westlichen Marxismus verdichtete sich die Kritik an dem realen Sozialismus im Wesentlichen in zwei Richtungen. Der erste Ansatz lässt sich auf eine Hypothese zurückverfolgen, die Deutscher im Jahre 1956 formuliert hatte und von Intellektuellen wie Jean Paul Sartre sowie von Parteien wie der KPI aufgegriffen wurde. Hierin wurde der autoritäre Charakter des sowjetischen Systems mit dem Hinweis auf seine rückständige Ausgangssituation und internationale Einkreisung gerechtfertigt.

Doch die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln werde bald eine gesunde »sozialistische Struktur« hervorbringen, die früher oder später zu einem demokratischen Wandel in dem politischen Überbau führen werde. Der zweite Ansatz ging von Charles Bettelheim und Bernhard Chavance aus, die der Ansicht waren, die Abschaffung des Privateigentums an Kapitalien habe ein staatskapitalistisches Monopol geschaffen, das durchaus mit einem autoritären Regime und einem Einparteiensystem in Einklang stand. In dieser Interpretation wurde unter anderem damit argumentiert, dass bei Marx die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln zwar als ein notwendiger, keinesfalls aber hinreichender Schritt in Richtung auf eine sozialistische Gesellschaft bezeichnet worden sei, da das Endziel in der Wiederaneignung der Arbeit und dem Aussterben des Staates bestand. Man hoffte also auf eine Mobilisierung der neuen Ausgebeuteten, auf eine Wiederbelebung der Klassenkämpfe in den sozialistischen Ländern. Und die chinesische Kulturrevolution schien sich in diese Richtung zu bewegen.

Letzterer Ansatz, der unter den Dissidenten im sozialistischen Lager keine große Rolle spielte, fand in der Neuen Linken, die sich in der Folge der 68er Bewegung entwickelt hatte, eine weit größere Beachtung, denn hier stieß die Sowjetunion auf wenig Sympathie und erhielt – besonders seitens der anarchistischen und nicht-kommunistischen Strömungen – den Vorwurf, »verräterisch«, »revisionistisch« und »autoritär« zu sein. In Frankreich übte die Situationistische Internationale eine scharfe Kritik an dem sowjetischen Modell und seiner kulturellen Restauration.

Doch im Allgemeinen betrachteten die 68er Bewegungen das sozialistische Lager trotz des Aufbegehrens in Prag und Warschau nicht als fruchtbares Gelände für die Entwicklung der Kämpfe. Von dieser Seite her erwartete man sich keinen entscheidenden Anstoß für eine gesellschaftliche Transformation. Und obwohl die Protestwelle beide Lager erfasst hatte, blieb die Zäsur bestehen.

Justiz, bürokratische und akademische Behörden, Zensur und Kontrolle, die allesamt als Träger einer veralteten, bedrückenden und gewaltförmigen Ideologie fungierten. An dem Ausbildungssystem wurde so genau die staatliche Schule kritisiert und mit ihrer Rolle als staatliche Fabrik der Konsensbildung und Instrument der Anpassung an die herrschenden Bedingungen bekämpft. Nur wenige erträumten sich die Substitution des bürgerlichen Staates – der berühmte »geschäftsführende Ausschuss der Bourgeoisie« – durch einen sozialistischen Staat. Hierin lag der gemeinsame Nenner der Protestbewegungen auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs, wenn sie sich auch mit Missverständnissen und Misstrauen beäugten. Beide beriefen sich auf das Widerstandsrecht, *ius resistentiae*, gegen eine erstarrte und unabsetzbare Hierarchie. Im Osten erhob sich der Staat – hinter der Maske seiner Lügengebilde verborgen – mit all seiner ausgekauften Rhetorik zum alleinigen Hindernis für die Ausübung grundlegender individueller Freiheiten und kollektiver Rechte.

Die stark symbolisch ausgeprägte Staatsfeindlichkeit der 68er Bewegungen trug neben dem traurigen Beispiel des realen Sozialismus dazu bei, das Vertrauen in die höhere Vernunft des Staates bei der Öffentlichkeit der westlichen Linken zu erschüttern.

Von dem Staat wollten die 68er Bewegungen nur so viel, dass er von der Bühne abging und sich von den Bereichen, die der Selbstverwaltung zubestimmt waren, zurückzog bzw. dass er in Gestalt des einen oder anderen Rektors, Richters, Ministers zurücktrat und sich in seinen Amtshandlungen darauf beschränkte, Häftlinge zu entlassen und Gesetze abzuschaffen. Konkrete und positiv formulierte Forderungen waren selten, wenn man von sporadischen Appellen nach einer Umverteilung der Ressourcen einmal absieht. Das brennende Bedürfnis nach Freiheit verdrängte den Wunsch nach Garantien, Begriffe wie »Sicherheit« und »Schutz« wurden nicht als Grundbedürfnisse, sondern wurden eher als Gefahr der Unterdrückung empfunden. Im Mai 1968 wurde dann in Frankreich einige Tage lang eine der großartigsten Inszenierungen des »sich in Auflösung befindenden« Staates auf die Bühne gebracht, an die sich erinnern lässt. Sicher, eine vage inhaltliche Vorstellung von Gegenmacht war in der 68er Bewe-

gung vorhanden, doch wurden diese alternativen Formen der gesellschaftlichen Organisation nie zu einem Miniaturabklatsch der staatlichen Machtstrukturen, wie es in Parteien und Gewerkschaften aber auch in den utopistischen Bewegungen der Vergangenheit der Fall war.

MACHTSYSTEM

Die 68er Bewegungen und die kritischen Geistesströmungen, die sie beeinflussten und die von ihr beeinflusst wurden, sahen ihre Hauptaufgabe in der »Entlarvung«: es ging darum, der öffentlichen Meinung zu enthüllen, dass sich hinter der gesellschaftlichen Fassade knallharte Machtverhältnisse verbargen, das Ausmaß an Unterdrückung aufzuzeigen, das die Formen bürgerlicher Demokratie beinhalten. Und sie wurden es nie leid, was schließlich geradezu zwanghafte Formen annahm, die Mittäterschaft von gesellschaftlich »normalem«, scheinbar unschuldigem Verhalten an Horrortaten anzuklagen, die zur Aufrechterhaltung der Machtverhältnisse in fernen Ländern oder auf Kosten der sozial Schwächsten im eigenen Land verübt wurden. Das geheime Einverständnis zwischen Wissenschaftlern bzw. Technologen und Rüstungsindustrie, die Ausbeutungsmechanismen – zentrales Thema der amerikanischen Bewegung –, die Verinnerlichung egoistischer Werte, die Diskriminierung des anderen, Gehorsam und Disziplin, die in Deutschland oft mit ihrer Bedeutung aus dem Nazismus konfrontiert wurde, Mitläufertum und Entpolitisierung, Doppelmoral und die drastische Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre, Sicherheitsbedürfnis und Ordnungsglaube – all das lief 1968 unter »System«, und die verschiedenen oben genannten Aspekte, die in all ihren rohen Seiten analysiert wurden, wurden als systemerhaltende Funktionen einer einheitlichen »Macht« angeklagt, die die Dividenden ihrer Gräueltaten umverteile.

Die 68er Bewegung richtete sich nicht gegen bestimmte Regierungen, sondern gegen das »System« als eine totalisierende, alles durchdringende Realität, die sowohl die Ausbeutung der

gesellschaftlichen und natürlichen Ressourcen des gesamten Planeten beherrschte, als auch die Lebensweise der Individuen und deren Bewusstsein bestimmte (die 68er Bewegung wurde später von einigen Wissenschaftlern, wie z.B. Immanuel Wallerstein als systemfeindlich definiert). Unter dieser Definition, die später aus der Mode kam und zu Unrecht verspottet und verachtet wurde, verschmolzen einige der bedeutendsten theoretischen Resultate der Gesellschaftskritik, wenn dabei aber auch oft zu stark vereinfacht wurde: der Marx'sche Begriff der »Produktionsweise« und die Analyse des »Warenfetischismus« mit seiner Verdinglichung der persönlichen Beziehungen, die Kritik an der westlichen Rationalität und der von der Frankfurter Schule erarbeitete Herrschaftsbegriff, die kritischen Erkenntnisse der Psychoanalyse und der Anthropologie.

Es handelte sich also um eine durchaus fundierte Kritik an der Gesamtgesellschaft. Wie »Kapitalismus« oder »totalitär« war das Wort »System« auch ohne Adjektiv schon gleichbedeutend mit einer Vielfalt von Zwängen und gegenseitigen Wechselbeziehungen, die für »Normalität« sorgten. Wer nicht Stellung bezog, sondern leichtsinnig an andere delegierte, wurde zu einem objektiven Komplizen der herrschenden Gewaltverhältnisse.

Es handelt sich um einen Prozess, der das genaue Gegenteil von dem Begriff der *Entlastung* bei der stabilisierenden »Systemtheorie« von Niklas Luhmann ausdrückt. Diese »Entlastung« verdankt ihren Erfolg wohl zum Großteil einer Reaktion auf den überhöhten Anspruch in Bezug auf Engagement und Partizipation, so wie sie 1968 zum Ausdruck kam. Das vermeintlich allgegenwärtige System und seine Fangarme geisterten unaufhörlich in der Alltagsfantasie der 68er Bewegung herum und verbreiteten mitunter paranoide Ängste. Doch dadurch wurden wichtige Unterscheidungen verwischt und gängige Stereotypen bestätigt.

GEWALT UND GEWALTLOSIGKEIT

Gewalt und Repression waren für die sozialen Konflikte der Nachkriegszeit in Europa bezeichnend, und zwar nicht nur in

den Ländern, in denen eine Diktatur herrschte. Doch erst gegen Ende der 60er Jahre und insbesondere im Jahre 1968 wurde politische und soziale Gewalt auch in den Bereichen der Gesellschaft aufgedeckt und massenhaft diskutiert, die bisher ausgeklammert gewesen waren, und nun auch von den Jugendlichen wahrgenommen, die den Krieg nicht miterlebt hatten. Diskriminierung, Verfolgung, Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Unterdrückung aller Proteste, die auch nur annähernd die herrschenden Verhältnisse bedrohten, waren Ausdruck einer Gesellschaft, die sich nicht im Kriegszustand befand, sondern unter friedlichen Bedingungen existierte und dennoch gewaltförmig war. Diese Zwänge und Gewaltverhältnisse wurden von den Bewegungen aufgezeigt und als »Klassengewalt« angeprangert, da sie nicht nur von den repressiven Organen des Staates ausgingen, sondern durch die gesellschaftlichen Beziehungen selbst vermittelt wurden, in dem Maße wie Ungleichheiten und Privilegien skrupellos verteidigt wurden. Hinzu kam die offene Ausübung von Gewalt gegen andere Länder, um die Interessen des Westens zu verteidigen.

Gegenüber dieser nach innen und nach außen gerichteten Gewalt machten die Bewegungen eine Art Naturrecht auf Widerstand geltend, ein modernes *ius resistentiae*. Dazu gehörte die Erkenntnis, dass eine Unterwerfung unter die Spielregeln dieser Gesellschaft implizit die Anerkennung von Unterdrückung und Bevormundung mit sich brachte. Für die Protestbewegungen war »Legalität« keine Garantie für die Chance zur zivilen Austragung von Konflikten, sondern ein Deckmantel, unter dem sich die mehr als parteiische Ausschaltung aller wirklichen Alternativen oder Varianten im Dienste der Aufrechterhaltung einer unannehmbaren sozialen Ordnung verbarg. Die Praxis der Illegalität, d.h. der Verstoß gegen Rechtsnormen und der Kampf gegen die Vertreter dieser Klassenjustiz waren eine entscheidende Konsequenz dieser Einstellung. Die massenhaft praktizierte »Illegalität« war für die Bewegungen nicht einfach eine taktische Entscheidung zur Er kämpfung bestimmter Ziele, sondern eine grundlegende Existenzbedingung der Bewegung selbst, Ausdruck ihres Selbstverständnisses und ihrer Selbstdarstellung.

Gesetze sind gleichbedeutend mit der juristischen Absiche-

rung von Machtverhältnissen, Illegalität ist Ausdruck der Enttaubisierung von hervorbrechenden Bedürfnissen, die nicht mehr gezeugnet werden können. Die Besetzungen von Hochschulen und Fabriken brachen die bestehende Ordnung in Form von Substitutionen, setzten sich an die Stelle, wo sich die Machtverhältnisse eingenistet hatten, ohne sie jedoch zu eliminieren oder auch nur zu unterlaufen. Die Repression ließ nicht auf sich warten, und die Gewaltförmigkeit der bestehenden Ordnung war nun nicht mehr latent oder versteckt. Die Bewegungen wehrten sich und erzielten teilweise auch temporäre Siege, wie beispielsweise in Paris, Berlin, Rom, Chicago. Passiver Widerstand schien nun den Studenten in Europa wie in Amerika nicht mehr ausreichend zu sein.

Inwieweit »Illegalität« vernünftig und bis zu welchem Punkt gewaltsame Kampfhandlungen legitim und eine Eskalation des Konfliktes vertretbar sein konnten, war eine Frage, die lang und ausgiebig sowohl auf der ethischen als auch auf der taktischen Ebene diskutiert wurde, aber im Allgemeinen schloss die 68er Bewegung den Rückgriff auf Gewalt nicht prinzipiell aus und kam schließlich dazu, sie im landläufigen Sinne des Wortes einzusetzen. Es wurde eher nach einem heiklen Gleichgewicht zwischen der Praxis der Illegalität und der Auseinandersetzung mit den Institutionen gesucht. Besonders im angelsächsischen Kulturraum war zwar die massenhafte gewaltfreie Aktion nach wie vor vertreten und wurde auch von wichtigen Organisationen praktiziert wie beispielsweise die von Martin Luther King, doch im Zuge der eskalierenden Auseinandersetzungen im Jahre 1968 bekamen radikalere Bewegungen wie die Black Panther Party die Oberhand, die Terror und bewaffnete Gewalt gegen die Machtorgane des Staates einsetzten.

Bestimmte Bereiche innerhalb der Bewegungen sahen sich direkt in einen weltweiten Krieg involviert, der in Vietnam sein Epizentrum hatte. Und diese Gruppierungen gingen davon aus, sie hätten den Auftrag, dem amerikanischen Imperialismus mit Attentaten und Sabotageakten in den Rücken zu fallen. Daher die Entscheidung zur Gewalt, die zu einem totalen Krieg zugespitzt wurde, der keine Grenzen mehr kannte und sich aus jegli-

chem Zusammenhang ablösen konnte. Dies war der Weg, der zur Gründung und zu dem kurzlebigen Abenteuer der Roten Armee Fraktion in Deutschland führte.

JUGEND

In den 50er Jahren rückt der Teenager als neues Element der Unruhe und sozialer Konflikte in den Mittelpunkt einer gesellschaftlichen Problematik, die sich schlicht mit dem Begriff der Adoleszenz umschreiben lässt und zunächst von den Vereinigten Staaten und Großbritannien ausgeht, doch bald nacheinander alle anderen Industrieländer erfasst. Spuren dieses neuen Phänomens lassen sich in Thematiken und Sprachformen der Massenkultur nachweisen. Zum ersten Mal wird die Jugendfrage an sich zu einem Vehikel der Reflexion einer ganzen Gesellschaft über sich selbst, zum Kristallisationspunkt einer Reihe verdrängter Konflikte, zum Ausdruck des Gefühls einer unterschwelligen Unsicherheit, die sich unter der Maske des konformistischen Optimismus der Epoche verbirgt. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Jugendproblematik, die bereits seit Mitte des vorhergehenden Jahrhunderts manifest geworden war, in den allgemeinen Rahmen der »sozialen Frage« gezwängt worden. Die gängigste Interpretation der 50er Jahre ging davon aus, dass sich das Phänomen auf den gesteigerten Wohlstand und die Verlängerung der Freizeit sowie auf den verzögerten Eintritt der Jugendlichen in die Arbeitswelt und ihre neue Rolle als potenzielle Konsumenten der Kulturindustrie zurückverfolgen ließ. In Europa, insbesondere in der BRD, kam der tief gehende Bruch zwischen der Generation des Krieges und der Nachkriegsgeneration hinzu, der bei den stärker bewussten Jugendlichen zu einer radikalen Ablehnung führte. Mitte der 60er Jahre setzte ein Wandel in dieser Jugendrevolte ein, der sich wiederum zunächst in den USA abzeichnete. Von dem Sturm im familiären Wasserglas und von Ausdrucksformen wie Treffpunkten in den Wohnvierteln und äußerlichen Erkennungszeichen im Styling von Kleidung und Körper verlagerte sich der Jugendprotest in die Hörsäle der Universitäten, ging zu

Friedensmärschen und Sit-Ins über und beteiligte sich an den Kämpfen für Bürgerrechte, wobei jedoch eine ganz andere Tonart aufgespielt wurde, als es in dem vorherigen »Radical« -Engagement der Fall war: die Auflehnung schlägt weite Kreise und erfasst den gesamten Bereich der Kultur, die Kreativität, Verhaltensmuster und Aggregationsformen der Bewegung selbst.

In Europa zeigte sich der Aufstand im Universum der Jugend zunächst bei den Jugendlichen der englischen *working class*, den Mods, die durch Soul-Musik, Aufputzmittel, Kleidung und Haarstyling aus den grauen Zwängen eines vorprogrammierten Arbeiterdaseins zu entfliehen versuchten. Im Gegensatz zur utopischen und gegenkulturellen Hippie-Bewegung, die sich als fähig erwies, einen radikalen und utopischen Antagonismus im gesamten Bereich der gesellschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu entfalten, blieben die städtischen Subkulturen stärker durch ihre Klassenherkunft geprägt und äußerten sich als ein Versuch des direkten und unmittelbaren Widerstandes gegen einen Alltag der Unterdrückung. Doch auch die Mods hatten mit ihrem Geschmack und Stil, mit ihrer Lebensweise das Jahrzehnt ihrer Zeitgenossen mitbeeinflusst.

Ein starkes Echo all dieser Erscheinungsformen erreichte den europäischen Kontinent schon lange vor dem entscheidenden Jahr 1968, doch fällt hier die Konstitution des antagonistischen Subjektes in der Jugend – zumindest als evidenten und massenhaften Phänomen – zeitlich stärker mit dem Aufkommen der Protestbewegung und politischer Revolte zusammen. Doch bewahrt diese politische Protestbewegung noch eine gewisse Zeit lang diesen Charakter der stark jugendlichen Subjektivität, der in Deutschland, wo die Generation der Väter universell suspekt bleiben musste, besonders ausgeprägt, aber auch in Italien und Frankreich präsent war. Mit der Zeit verschliff sich diese jugendbewegte Komponente an dem Anspruch des »Klassenkampfes« und der klassenanalytischen Interpretation des Konfliktes, die jede Selbstdarstellung der Bewegung im engeren Sinne eines Generationenkonfliktes strikt ausschloss. Doch ließ sich der Einfluss der Jugendrevolte in Aggregations- und Kommunikationsformen der Bewegung nie ganz verleugnen.

UNTERDRÜCKUNG

Im Gegensatz zu Behauptungen, die man häufig hören kann, wurde die 68er Bewegung keineswegs sanft angefasst. Im Gegenteil, unverhältnismäßig scharfe Reaktionen auf Protestaktionen waren an der Tagesordnung. Nur der Massencharakter der Bewegung und die Tatsache, dass ihre soziale Zusammensetzung im Gegensatz zu den harten Auseinandersetzungen der Nachkriegszeit, als vorwiegend Arbeiter und Bauern auf die Straße gingen, heterogen war und erstmals neue soziale Subjekte involvierte, setzte anfänglich dem Einsatz repressiver Mittel gewisse Schranken. Die Jahre der Protestbewegung gingen mit einer Verschärfung der Gesetze zur öffentlichen Ordnung einher, eine Auflockerung betraf allenfalls Normen im Bereich der Sitten und gemäßigte Erweiterungen der politischen Rechte. Diese Verschärfung der Gesetzgebung zur öffentlichen Ordnung nahm in den 70er Jahren besonders in Italien und Deutschland zügellose Ausmaße an, und auch nach Abflauen der heftigen sozialen Gegensätze zeichnete sich in dieser Hinsicht keine Tendenzwende ab.

Auch diktatorisch regierte Länder wie Spanien und Griechenland oder autoritäre Regimes wie Mexiko, Brasilien und Portugal wurden von der 68er Protestwelle erfasst. Hier war die Repression gewaltsam und blutig: Massaker, Massenverhaftungen, harte Gefängnisstrafen, Folter, jahrelange Verfolgungen, Einschränkungen der politischen Freiheiten und der Menschenrechte, Militarisierung des öffentlichen Lebens.

Doch auch in Ländern mit einer demokratischen Regierung scheuten die Unterdrückungsmaßnahmen vor nichts zurück. In den Vereinigten Staaten wurde ein regelrechter Vernichtungskrieg gegen die Gettorevolten und die Black Panther Party geführt, aber auch die Repression der Studenten- und Jugendbewegung war brutal und reichte von den wilden Knüppelinsätzen in Chicago bis zum Einsatz von Schusswaffen – man denke nur an die Toten in Kent zu Beginn der 70er Jahre. In ganz Europa wurden Studentendemonstrationen und Besetzungen an den Universitäten mit harter Unterdrückung verfolgt: Verhaftungen,

Prozesse und harte Urteile, Knüppelinsätze, Einschüchterung, Tausende von Verletzten und eine nicht zu vernachlässigende Zahl von Todesopfern.

Eine andere Seite der Reaktion bestand in massiven Infiltrationen und Provokationen, die den Zweck verfolgten, die Bewegungen bei dem *social body* zu verhetzen und verhasst zu machen, den Ruf nach Ordnung in der Öffentlichkeit heraufzubeschwören (die »Strategie der Spannung« in Italien); in Frankreich, Italien, Deutschland und Großbritannien wurden faschistische bzw. neofaschistische Gruppierungen instrumentalisiert oder begünstigt, um die Studentenbewegungen einzuschüchtern bzw. in die gewaltsame Spirale eines Bandenkrieges hineinzuziehen. Die Medien schlossen sich bis auf einige mehr oder weniger überzeugte Ausnahmen dieser Hertzkampagne auf die Bewegungen an, und in einigen Fällen, wie beispielsweise in der BRD, wuchs sich dieser Angriff zu einer regelrechten Rufmordkampagne, zu einem Aufruf zur Lynchjustiz gegen die Studentenbewegung aus. Die Bereitschaft der Institutionen, auf die Studentenbewegung einzugehen und sie als Gesprächspartner anzuerkennen, war überall minimal. Überall sah sich die Protestbewegung neuen Ordnungskräften, unnachgiebigen Richtern und repressiven Gesetzgebungen gegenüber wie beispielsweise die 1968 in der BRD verabschiedeten Notstandsgesetze.

Doch war diese repressive Welle keineswegs dazu angetan, die Bewegung zu entmutigen, sondern trug eher zu ihrer Radikalisierung bei. So ergab sich eine Spirale der Gewalt und Gegengewalt, von Repression und Protest, und es verging fast kein Tag, ohne dass es zu Demonstrationen und Veranstaltungen gegen die Unterdrückung kam, die dann prompt wieder unterdrückt wurden. Hatte man in der Bewegung von der grundsätzlich gewaltförmigen Natur des »Systems« gesprochen, so wurde diese Diagnose durch das Verhalten von Polizei und Justiz, durch die Reaktion des Staates geradezu bestätigt und auf weitere Teile der öffentlichen Meinung übertragen. Nur da, wo die Repression ein Höchstmaß erreichte, wie bei dem Massaker auf dem Platz der drei Kulturen in Mexiko, oder mit Panzern auf den Straßen wie in Prag und Rio de Janeiro, wie bei dem antisemitischen und

gegen die Studentenbewegung gerichteten Pogrom in Warschau, gelang es ihr, die Bewegungen zu ersticken oder ihre Kontinuität langfristig zu unterbrechen.

REVISIONISMUS

Es war in der 68er Bewegung gang und gäbe, politische Gegner und »Konkurrenten«, die aus derselben ideologischen Tradition stammten, als Revisionisten zu bezeichnen. Revisionismus ist ein Begriff, der bereits auf eine lange Geschichte in den politischen und ideologischen Linienkämpfen innerhalb der sozialistischen und kommunistischen Arbeiterbewegung zurückblicken konnte. Er bezeichnete ursprünglich eine Abweichung von dem politisch-theoretischen Ansatz des Marxismus im Sinne eines Verzichts auf dessen revolutionäres Programm zugunsten reformistischer Versöhnung mit den kapitalistischen Produktionsverhältnissen, oder im Sinne einer evolutionistischen Interpretation des gesellschaftlichen Transformationsprozesses nach einem »progressistischen« Muster. Die in der Zeit der Jahrhundertwende verfassten sozialistischen Schriften, die Spaltung der Arbeiterbewegung, die sich im Ersten Weltkrieg und im Zusammenhang mit der Oktoberrevolution abzeichnete, die politischen Linienkämpfe, die zunächst unter den Bolschewiken selbst und später zwischen Bolschewiken und Menschewiken verliefen, lieferten ein unerschöpfliches Repertoire für die »kämpferische« Handhabung des Begriffes Revisionismus, mit dem die verschiedenen 1968 entstandenen Gruppierungen, besonders die ML-Gruppen, großzügig um sich warfen.

Auf den Westen angewandt traf der Vorwurf des Revisionismus die herkömmlichen Organisationen der Arbeiterbewegung. Grund dafür war nicht so sehr oder nicht ausschließlich die Tatsache, dass diese aus mehr oder weniger strategischen Überlegungen das System des bürgerlich-demokratischen Parlamentarismus als Rahmen und Horizont ihrer politischen Handlungen akzeptiert hatten. Im Mittelpunkt der Kritik stand die Einschätzung, dass sie ein Hindernis für radikal geführte Kämpfe darstellten

angewachsen sind, der die autoritäre Demokratie im Spätkapitalismus auf äußerst effiziente Weise absichern kann. Es wäre aber ein Fehler wie Marcuse immer wieder betont, dieses System mit Faschismus gleichzusetzen: die »repressive Toleranz« im Spätkapitalismus hat wesentlich »sanftere« Ordnungsmechanismen, die ein wesentlich angenehmeres Leben gestatten, auch wenn sie ebenso effizient die Bildung einer unabhängigen öffentlichen Meinung unterlaufen und die politische Organisation einer authentischen Opposition verhindern. Marcuse ist der Ansicht, dass sich auch hinter diesen freiheitlich-demokratischen Herrschaftsformen ein nach wie vor unangreifbarer Machtapparat verberge, der nicht nur auf den herkömmlichen Instrumenten einer polizeistaatlichen Unterdrückung basiert, sondern hauptsächlich durch die neuen Manipulationsinstrumente aufrechterhalten wird.

Die neuen Herrschaftsformen können laut Marcuse nur durch eine ebenfalls vollkommen neue Opposition bekämpft werden: ein Schwerpunkt dieser neuen Kräfte liegt in den ausgebeuteten Massen der Dritten Welt, die heutzutage das wahre Proletariat darstellen, ein anderer, vorerst aber nur ansatzweise vorhandener Schwerpunkt besteht in den antagonistischen Kräften, die langsam auch in den Metropolen aufkommen. Die Opposition werde sich hier nicht etwa aus der Arbeiterklasse oder den Mittelschichten entwickeln, die den zentralen Teil der sozialen Pyramide einnehmen; Kritik und Verweigerung der bestehenden Verhältnisse gehe vielmehr von den Randgruppen dieser Gesellschaft aus, wobei auf der einen Seite der Extreme studentische Eliten und Intellektuelle stehen, während sich auf der anderen die verhärmtesten Gruppen des urbanen Subproletariats und die Outsider befinden. Doch die Rolle der Jugendlichen und Studenten ist entscheidend, da sie die Träger radikal neuer Bedürfnisse sind, die mit ihrer stark instinktiven, sinnlichen und ästhetischen Konnotation mit der Triebbescheidung in einer auf dem »Leistungsprinzip« beruhenden Gesellschaft unvereinbar sind.

Und genau durch das Aufkommen dieser radikalen Bedürfnisse kann die Perspektive einer innovativen Politik der Befreiung anvisiert werden, die an einer realistischen Utopie orientiert ist, die sich eher an Fourier und seiner »Welt der Liebenden« inspi-

riert als an dem guten alten Marx. Das große Interesse, das die Studentenbewegung Marcuse entgegenbrachte, flaute jedoch rapide ab. Als der Philosoph im April 1968 nach Berlin zurückkehrte, wurde er noch in der überfüllten Aula Magna von Studenten empfangen, die die Internationale sangen, aber die revolutionären Hoffnungen wurden mittlerweile aus anderen Quellen gespeist (Leninismus, Maoismus und verschiedene Spielarten des nicht dogmatischen Marxismus), und die Begeisterung für den Senior der Frankfurter Schule nahm sichtlich ab. In Frankreich und Italien war zudem der proletarische Anteil innerhalb der Bewegung so intensiv vertreten, dass Marcuses Theorie von der integrierten Arbeiterklasse schon durch die Fakten widerlegt wurde, und so wendete sich die Suche nach theoretischen Bezugspunkten anderen Richtungen zu.

KRITIK DES REALEN SOZIALISMUS

1968 ist das Jahr des »Neuen Kurses« im Prager Frühling und das Jahr der Invasion in die Tschechoslowakei. Die Panzer der Warschauer-Pakt-Staaten beenden einen friedlichen Versuch der Wirtschaftsreform und politischer Liberalisierung, der von einer kommunistischen Partei unternommen wurde, die sich nicht nur dazu entscheidet, im Rahmen des sozialistischen Systems zu bleiben, sondern noch nicht einmal die Geschlossenheit im Ostblock in Frage stellt. Dieser Umstand wirft im Osten wie im Westen eine entscheidende Frage auf: Ist der »reale Sozialismus« noch durch Reformen zu retten? Hat die Entstalinisierung, die im Jahre 1956 einsetzte, effektiv die Chance zu einer Veränderung eröffnet, oder sind die stagnierenden und autoritären Züge des Systems tiefer verwurzelt und grundlegender als die stalinistischen Abweichungen und ihre Überreste? In den 12 Jahren, die seit dem XX. Parteitag verstrichen sind, hat es Tumulte und Auseinandersetzungen gegeben, darunter an erster Stelle der blutige Aufstand in Ungarn, und in den Ostblockländern haben sich, besonders in Polen, kritische Strömungen und innovative Impulse entwickelt. Eine intellektuelle Opposition ist entstanden, häu-

DER SOZIALISMUS MIT MENSCHLICHEM ANTLITZ

Mit dem Prager Frühling und seinem populären Führer, Alexander Dubcek, wurden Hoffnungen und Träume von einem menschengerechten Sozialismus wach, die überall in der Welt die öffentliche Meinung erschütterten. Slogans wie »Dubcek nach Bonn« oder »Für einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz« stießen verständlicherweise in der Sowjetunion auf Ärger, da sie fraglos eine unnachgiebige Verurteilung der Fehler und Missstände in den sozialistischen Ländern beinhalteten, die so der Unmenschlichkeit bezichtigt wurden. Dubceks Experiment entstand auf dem Hintergrund der Abwendung vom Stalinismus, die Chruschtschow auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Jahre 1956 formell eingeleitet hatte. Doch waren der Stalinismus und seine Verbrechen auch verurteilt worden, so stand eine wirkliche Reform zur Demokratisierung der sozialistischen Übergangsgesellschaften vorerst noch aus. Der »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« hatte den Ehrgeiz, die Diskussion über die sozialistische Erneuerung wieder anzukurbeln. Darin lag nach Dubceks Auffassung außerdem der Schlüssel zu einer erneuten Mobilisierung der Bewegungen in den westeuropäischen Ländern. Denn nur eine sozialistische Erneuerung könne, so Dubcek, die antikomunistischen Vorurteile ausräumen und neue Chancen für die kommunistischen Parteien im Westen eröffnen.

Der entscheidende Punkt lag für die Theoretiker des Neuen Kurses in der Verwirklichung der Demokratie; doch hieß das keineswegs, dass damit das Spektrum der anfallenden Reformen bereits erschöpft gewesen wäre. Es wurde für die Abschaffung der Zensur und für die Herstellung von Meinungs- und Diskussionsfreiheit gekämpft. Alle Bürger sollten das Recht haben, sich frei über den Erneuerungsprozess äußern zu können. Sämtliche autoritären und stalinistischen Methoden, die den »realen Sozialismus« in der Vergangenheit mehr als belastet hatten, sollten abgeschafft werden. Die Planwirtschaft wurde zwar als ökonomische Grundlage der Gesellschaft nicht in Frage gestellt, doch schienen

Transformationen auch hier unausweichlich: besonders galt es, das Verhältnis von Plan und Markt neu zu bestimmen, wobei auch das damals als vielversprechend betrachtete jugoslawische Modell zur Diskussion gestellt wurde. Darüber hinaus rückte die Notwendigkeit einer intensiveren wissenschaftlichen Forschung stärker in den Vordergrund. Der technischen und wissenschaftlichen Intelligenz, die sich in ihrem möglichen Beitrag zur sozialistischen Entwicklung frustriert und gebremst fühlte, sollte eine größere Rolle eingeräumt werden. Das Experiment eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz wurde von den Panzern der Warschauer-Pakt-Staaten im Keime erstickt.

STAATSFELDICHKEIT

Die 68er Bewegung war im Wesentlichen gegen den Staat gerichtet. Vergeblich würde man nach Forderungen fahnden, die auf eine Verstärkung des Staates oder Einschränkung des Privaten hinausliefen. Und im übrigen hatten Verstaatlichung der Produktionsmittel und Planwirtschaft bereits seit geraumer Zeit jeglichen Anziehung eingebüßt. Die Bestrebungen gingen eher in Richtung auf neue Formen der Vergesellschaftung und kollektiver Verwaltung.

Verhältnis und Gleichgewicht zwischen privater und öffentlicher Hand, ein Thema, welches die Debatte der institutionellen politischen Kräfte beschäftigte und ein zentraler Maßstab für die Reformbestrebungen der 60er Jahre war, ging völlig an dem Horizont der Bewegungen vorbei. Politische und private Machtausübung wurden als sich gegenseitig ergänzende und prinzipiell miteinander in Einspruch stehende Elemente eines einzigen »Systems« gesehen, das durch immanente Widersprüche keineswegs gefährdet war, also hatte es auch gar keinen Sinn, so schlau sein zu wollen, diese vermeintlichen Widersprüche von außen her zu beeinflussen bzw. zu verschärfen. In den Augen der Bewegung präsentierte sich der Staat im Osten wie im Westen, in Europa wie in Amerika, im Wesentlichen als ein Unterdrückungsapparat zur Aufrechterhaltung des Status quo. Darunter fielen Polizei und

und das »revolutionäre Potenzial der Massen« unterdrückten. Aus der trotzkistischen Tradition wurde die Idee des »Verrats« der kommunistischen Führung übernommen, welche die »permanente Revolution« geopfert habe, um einen bürokratischen Apparat ins Leben zu rufen, der sich auf fatale Weise an die Selbsterhaltung und Reproduktion dieser Machtstrukturen klammerte. Allgemein gesehen wurde die Politik der traditionalistischen Arbeiterorganisationen als ein Hemmfaktor für das dringliche und radikale Bedürfnis nach gesellschaftlicher Transformation betrachtet, ein Bedürfnis, von dem man annahm, es werde von großen Teilen der Gesellschaft empfunden oder sei zumindest in der höheren Rationalität der marxistischen Analysen verankert.

In Lateinamerika gab es harte Auseinandersetzungen zwischen der Linie des Guerillakampfes und den kommunistischen Parteien, die sich vollkommen mit dem geopolitischen Machtspiel des Kremls gleichgeschaltet hatten. Aber auch innerhalb des kommunistischen Lagers kursierte der Vorwurf des Revisionismus wie beispielsweise in der Auseinandersetzung zwischen China und der UdSSR über das einzuschlagende Entwicklungsmodell. In der stalinistischen Propaganda Albaniens musste der Revisionismus Vorwurf dazu herhalten, die Abwendung von dem orthodoxen Stalinismus, die 1956 mit dem XX. Parteitag der KPdSU einsetzte, zu verurteilen. Die UdSSR selbst wurde nicht nur von China und Albanien, sondern auch von weiten Teilen der radikalen Bewegungen im Westen als revisionistisch betrachtet, da diese davon ausgingen, in der UdSSR sei nicht etwa eine sozialistische Gesellschaft, sondern schlicht ein Staatskapitalismus errichtet worden, eine Supermacht, deren Interessen die Entwicklung der Weltrevolution hemmten bzw. bestehende Bewegungen instrumentalisierten. Insgesamt gesehen, war die 68er Bewegung entschieden anti-sowjetisch eingestellt, obwohl sie selbst zu großen Teilen dem Pluralismus feindlich gegenüberstand und wenig Verständnis für die Forderung nach politischer Freiheit hatte, so wie sie in den Ländern des realen Sozialismus erhoben wurde.